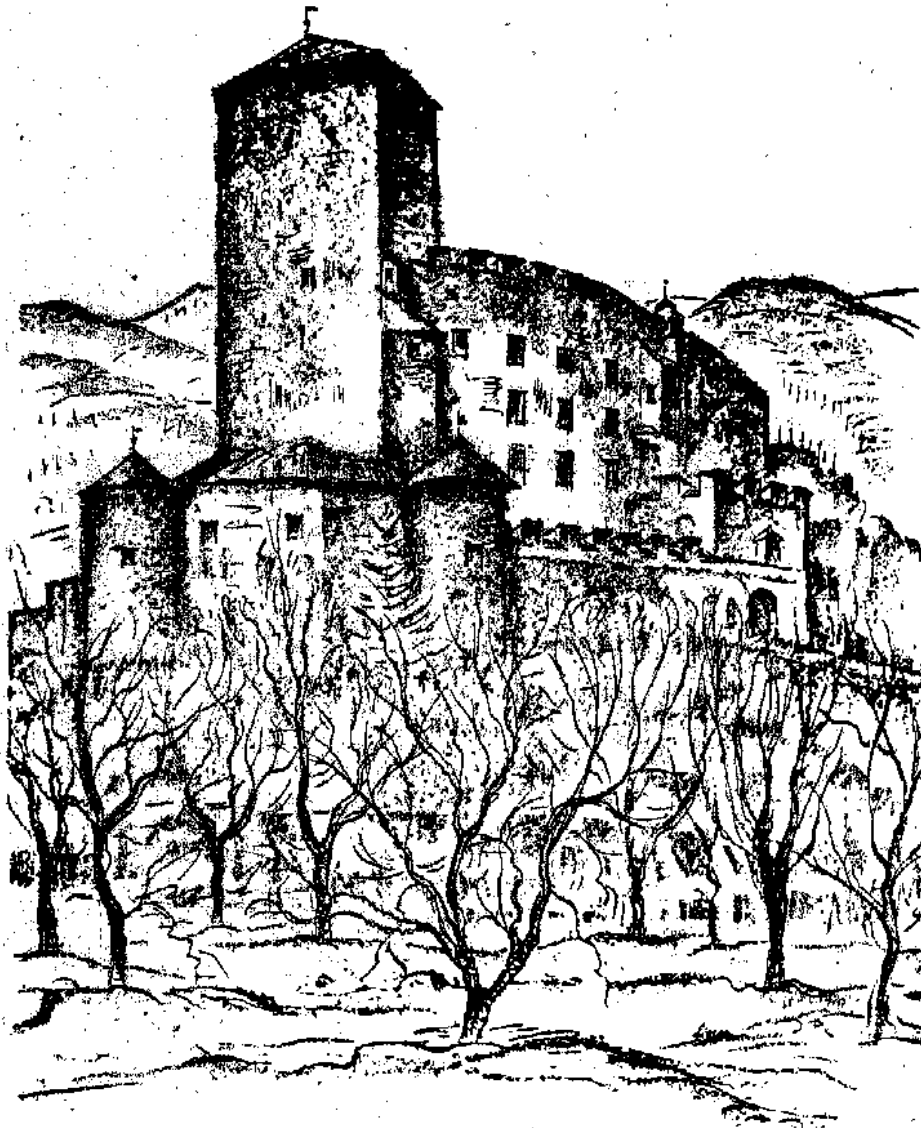


Mitteler Heimatblätter



3. Jahrgang 1926.

Juli-August, Folge 7/8.

Osttiroler Heimatsblätter

Beilage der „Wiener Nachrichten“. Monatschrift für Heimatkunde in Osttirol.

3. Jahrgang.

Juli und August 1926

Seit 7 und 8

Osttirol unter französisch-illyrischer Herrschaft. 1810–1813.

Von Koop. Karl Matzler, Anras. (Schluß.)

8. Kirchliche Verhältnisse.

Osttirol war vor der napoleonischen Zeit kirchlich verschiedenen Bistümern zugeteilt. Karl der Große hatte in der karantanischen Mark 811 die Drau als Grenze zwischen dem Patriarchat Aquileja und dem Erzbistum Salzburg festgesetzt; von da kommt es, daß die beiden alten Pfarren südlich der Drau, Tristach und Lavant, bis zum Jahre 1808 kirchlich zu Aquileja gehörten, während das ganze übrige Osttirol zur Metropolitankirche Salzburg gehörte und zwar mit Ausnahme des Brigen unterstellten Pfarbezirkes Anras und des heutigen Dekanates Sillian, direkt einen Teil der Erzdiözese Salzburg bildend, ohne jeden Zusammenhang mit dem Bistum Brigen. So kam es, daß z. B. Apling (weil östlich vom Krasteinbach) kirchlich zu Salzburg gehörte, während es, soweit es westlich vom Thalerbach liegt, weltlich dem sb. Brignerischen Pfliegeramt Anras unterworfen war. Erst 1808 wurde das heilige Dekanat Trienz provisorisch an Brigen abgetreten. Man sieht, die Alten schrakten vor Kompliziertheiten nicht zurück!

Im Jahre 1810, bei Beginn der illyrischen Regierung lag die Sache insofern einfacher, als wenigstens die Jurisdiction (geistliche Gerichtsbarkeit) des Patriarchen von Aquileja seit 1808 ausgeschaltet war. Napoleon liebte jedoch die Einfachheit in allen Verwaltungszweigen, gleich Josef II. suchte er gerade auch in kirchlicher Beziehung seine Gebiete jedem Einflusse eines ausländischen Bischofs zu entziehen und auch im Lande selbst die kirchlichen Grenzen mit den politischen in Einklang zu bringen. Freilich kann ein solches Vorgehen die geschichtliche Entwicklung nicht berücksichtigen, muß die durch sie geschaffenen Verhältnisse vielmehr hin und hin zerstören, der Erfolg jedoch ist zweifellos eine dankenswerte Vereinfachung, die ohne die illyrischen Wirren vielleicht noch lange hätte auf sich warten lassen.

Der Erzbischof Hieronymus Josef Franz de Paula gab dem Drucke Napoleons früher nach als der Brigner Bischof Karl Franz; zu Wien hat er am 31. Oktober 1811 mit Vorbehalt der päpstlichen Einwilligung in die Abtretung der Jurisdiction über die illyrisch gewordenen Untertanen in Kärnten und Osttirol an den Bischof von Laibach, Anton Kautschig, eingewilligt (Pfarrarchiv W. Matriei, XXVI. E. 21.). Das Consistorialdekret vom 15. November, welches dem Dekan Georg Brandstätter in Matriei die Abtretung mitteilt, spricht sein Bedauern aus „über die Trennung einer Gemeinde von ihrer Mutterkirche, gegen die sie sich von jeher durch Treue und Anhänglichkeit besonders ausgezeichnet hat.“ Besonders schmerzlich aber fällt dem Consistorium „der Verlust eines so würdigen Priesters, der seinem Stande allezeit Ehre gemacht hat.“

Unser Gebiet wurde nun dem „Illyrisch-kärntnerischen General-Vikariat in Villach“ unterstellt, das schon unter Gurk bestanden hatte, mit bischöflichem Dekret vom 4. April 1812 wurde es neu organisiert und der Villacher Stadtpfarrer Michael Droker zum Generalvikar bestellt; als dieser noch im Sommer desselben Jahres resignierte, folgte ihm Johann Zapoth, Dekan von Feldkirchen als Generalvikar „per Carinthiam, Tyrolim et Matterediam illyricam“ (XXVI., E. 32 u. 48.). Am 5. Okt. 1812 verstand sich auch Brigen zur Abtretung der Jurisdiction über die illyrischen Gebiete des Pustertales.

Nach dem Zerplatzen der illyrischen Seifenblase ging der ehemals brignerische Anteil am 10. Febr. 1814 wieder an Brigen über. W. Matriei hätte laut kaiserlicher Entschliebung vom 18. August 1814 von Salzburg in Besitz genommen werden sollen; weil aber Salzburg durch die kgl. bayr. Regierung daran gehindert wurde, fand am 28. Sept. d. J. die provisorische Abtretung des Dekanates Matriei an Brigen statt, in dessen Namen der Dekan von Trienz, Anton Maria von Säger, am 13. Nov. d. J. die Ueber-

nahme des Dekanates Matrei vollzog (XXVI. G. 76.). Die Circumscriptionsbulle vom 2. Mai 1818 hat das ganze heutige Östirrol endgültig mit dem Bistum Trient vereinigt.

Die einschneidendste Maßnahme im inuerecklichen Leben bildete die Verfügung, durch welche den Seelsorgern die kanonischen Bücher (Tauf-, Trauungs- und Sterbebücher) abgenommen und den Zivilbeamten übergeben wurden. Die Maîtres und Syndics waren nun beauftragt, die Zivilstandsregister zu führen; jedes neugeborene Kind mußte ihnen vorgewiesen, jeder Ehevertrag von ihnen unterfertigt werden. Ein solcher Ehe-Abschluß war eine komplizierte und nicht billige Sache; es brauchte dazu außer den Taufscheinen (auf je 1 Bogen 25 Centimes Stempelpapier): elterliche Einwilligungssakte, doppelte Aufgebotsakte und Heiratsakte (auf je 1 Bogen 50 Cts. Stempelpapier). Da erscheinen z. B. am 25. Jänner 1812 vor dem Maire des Arrondissement W. Matrei Barthme Ruggenthaler, 22 Jahre alt, lediger Alleinbesitzer des von Lasserischen Stampfergules zu Gruben und Priska Kainer etc. und erklären, sie „haben sich entschlossen, einander zu heirathen.“ Nachdem nun Eltern und Vormünder vor dem Maire erklären, „daß die künftigen Ehegatten ihren elterlichen Rath ehrerbietig nachgesucht und erhalten haben“ und da die beiden wieder verwandt noch verschwägert sind, wird noch am gleichen Tag das Heiratsaufgebot an dem Gemeindehause angeschlagen, welches am 26. Jänner vormittags um 10 Uhr vor dem Gemeindehause zum erstenmale und am 2. Hornung zum zweitenmale öffentlich verkündet wird. Da sich „gegen diese Heirat keine Opposition“ erhebt, erscheinen am 6. Feber die Brautleute mit 4 Zeugen wieder vor dem Maire. Dort werden ihnen alle bisherigen Akte nochmals vorgelesen, ebenso das 6. Kapitel des Titels „von der Ehe“ (aus dem Code Napoleon), welches „über die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten und Pflichten der Eheleute handelt“. „Hierauf habe ich von den beidenden Ehegatten u. zw. 1. von ihm B. Ruggenthaler die Erklärung gefordert, ob es sein ausdrücklicher Wille und Meinung seye, die vorstehende Priska Kainerin zu seiner Ehefrau zu nehmen und zu heirathen? 2. ob es auch ihr, Priska K. ausdrücklicher Wille und Meinung seye, den vorstehenden Barthme R. zu ihrem Ehemann zu nehmen und zu heirathen?“ Nachdem nun beide Ehegatten, er Ruggenthaler und sie Kainer, jedes besonders einzeln und nacheinander vor mir Maire des Arrondissement W. Matrey die ausdrückliche Erklärung sich zum Mann und Weib zu nehmen, abgegeben haben: „So erkläre ich Maire des Arrondissement W. Matrey euch Barthme Ruggenthaler und Priska Kainer im Namen des französischen Reichsgesetzes als Mann und Weib durch das Band der Ehe verbunden zu sein.“ Fertigung - - - Schluß. (II. 15.). An Gebühren waren hiefür zu bezahlen: an die Gemeindegasse 45 kr., Sekretär 42 kr., Mairebedienter 42 kr., Zeugen 12 kr.,

Ausfertigungstage 31 kr., Stempelgebühren 56 kr., Armenkasse 30 kr., Hebamme (!) 30 kr., Summe 4 fl. 48 kr., d. i. ungefähr 9—10 Fr. (IV. 1). In dieser Weise knüpfte Wohlgeunth 14 Ehebänder.

Ein bischöfl. Dekret vom 1. Dezember 1811 belehrt die Seelsorger über ihre Pflichten, die aus den mit 1. Jänner 1812 in Kraft tretenden franz. Gesetzen für sie entspringen. „Die Pfarrer dürfen nur jenen die eheliche Einsegnung ertheilen, welche in guter und gehöriger Form beweisen, daß sie ihren Ehevertrag vor dem Beamten des Bürgerstandes geschlossen haben. Jeder Geistliche, welcher ohne diesen Beweis schriftlich erhalten und eingesehen zu haben, zu den religiösen Ceremonien einer Heirat schreitet, wird für das erstemal mit 16 bis 100 Fr., für den ersten Rückfall mit 2- bis 5jährigem Gefängnis, für den zweyten Rückfall mit der Deportation (Verbannung in die Kolonien) bestraft.“ (XVIII. 11.).

Dasselbe Dekret bestätigt die Aufhebung der Festtage, die der Kaiser am 15. April 1811 verfügt hatte mit Ausnahme von 4 Festen, sodaß ab 1. Jänner 1812 nur mehr Weihnachten, Christi und Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen als Festtage zu feiern sind, während alle übrigen „in die Reihe der Werkstage versetzt werden.“; der Fronleichnamsumgang darf nur am Sonntag in der Oktav gehalten werden. Die Abhaltung des mitternächtlichen Hochamtes zu Weihnachten hat der Subdelegue „auf Bitten mehrerer Einwohner verschiedener Dörfer am 21. Dezember 1811 gestattet (also doch nobler als Bogen seinerzeit! siehe Kropfen, Seite 32).

Unsre zahlreicher mußten nun aber „politische Festtage“ auch kirchlicherseits gehalten werden. Da war vor allem der Tag von Austerlitz (2. Dezember), der zugleich Erinnerungstag an Napoleons Krönung zum Kaiser der Franzosen war; an diesem Tage mußte ein feierliches Amt und Te Deum gehalten werden samt einer „Rede“, in welcher „Allen die Gesinnungen von Treue und Liebe (!) einzusprechen sein werden, die ein jeder Untertan seiner Majestät dero geheiligter Person schuldig ist“. „Das glorreiche Namensfest Sr. Majestät des Kaisers und Königs“, das auf den 15. August anbefohlen wurde, mußte noch feierlicher begangen werden: „feierlicher Kirchenzug der Municipalität und aller übrigen Beamten“, eine passende Rede, Hochamt, Te Deum unter Läutung aller Glocken und Abfeuerung des Geschüzes; in Trient wurde außerdem auf den Nachmittag des 15. August 1812 ein Volksfest geplant: „mehrere Gewandtheitsspiele werden angestellt, wobei die Geschicklichkeit der Gewinner durch Preise wird belohnt werden, zu deren Anschaffung S. Erzellenz der Generalgouverneur haben geruht, das Geld selbst zu geben . . . und nach dem Spiele werden auch Tänze und unentgeltliche Verabreichung von Erfrischungen statthaben. Ich werde mit vielen Wohlgefallen sehen, daß junge Leute beider Geschlechts ihrer Gemeinde nach Trient kommen um zu diesen Fest Antheil zu nehmen. P. S. Soeben habe ich seidene Bänder von Sr. Erzellenz erhalten, um

solche den Incoler Mädchen, welche tanzen werden, auszuteilen." (Subdelegue an Maire, 11. Aug. 12.)

Dankgottesdienste für die in Rußland erfochtenen Siege mußten im November 12, für den Sieg bei Lützen im Juli 13 gehalten werden. Im Februar 1813, anlässlich des zu Fontainebleau zwischen Papst Pius VII. und Napoleon am 25. Jänner d. J. abgeschlossenen Konkordates, hatte wieder eine Dankesfeier „für die Wiederherstellung des kirchlichen Friedens“ stattzufinden. Daß die Kirche in ihren Dienern auch zur Befiegung des Widerwillens und des Widerstandes der Bevölkerung gegen die Konkordantia herangezogen und für ihre -- natens volens -- darin geleisteten Dienste belobt wurde, ist bereits erwähnt worden.

Das Fastenpatent für 1813 wies den früheren Jahren gegenüber eine weitgehende Milderung auf; unsere Teil würde sich allerdings entfetzen, wenn das, was vor 100 Jahren als Milde galt, heute Gesetz wäre; denn der Fleischgenuß war in der Fastenzeit nur gestattet: 1. an allen Sonntagen mittags und abends, 2. an Werktagen stets nur mittags, nicht aber abends, 3. alle Freitage und Samstage, Gründonnerstag, Usher- und Quatembermittwoch waren überdies volle Fasttage. Wie muß erst das „ungemilderte“ Fastenpatent ausgesehen haben!

Eine Spezialität der französischen Kirchengesetze war die Einsetzung einer Fabrique de l'Eglise, einer Kirchenverwaltungspflege, eines Kirchenrates, wie man kurz sagte. Aufgabe dieser Behörde war es, „in Gesamtheit die Angelegenheiten der Kirche und ihrer Filialen zu schlichten, deren Vermögen zu verwalten, für Herfschaffung des Bedarfes zur Handhabung des Kultus zu sorgen.“ Dem Kirchenrat hatten von Amtswegen der Seelforger und der Maire anzugehören, außerdem in unseren Pfarren (unter 5000 Seelen) 3 vom Bischof und 2 vom Intendanten ernannte Käte. (Die Seelenzahlen werden bei Gelegenheit der Konstituierung der Kirchenräte angegeben: Matrei mit Hospitarien 3421, Birgen mit Prägraten 2450, St. Veit 1352 und St. Jakob 1065.) Für Matrei fand die Errichtung des Kirchenrates am 23. Juni 1813 statt. Als Präsident wurde Dekan Brandstetter gewählt, als Rentmeister der bisherige Kirchenverwalter Jakob Hegenauer. Ob dieser hohe Rat außer der konstituierenden Sitzung noch eine andere zu halten Gelegenheit hatte? Spuren irgendwelcher Tätigkeit hat er nicht hinterlassen.

Der Bischof von Ljubach hielt schon im ersten Jahre seiner Regierung über die neuen Diözesanteile Firmung und Visitation daselbst. Auf 4. Juli 1812 war seine Ankunft angesetzt. Dekan Brandstetter erhielt auf seine Anfrage betr. Erlaubnis zum Schießen die Antwort, daß es „nach dem kais. Dekret vom 24. Messidor J. 12, gemäß 2. Teil, 19. Titel, 1. Abschnitt, Artikel 1 und 2 . . . keinen Anstand habe, solche Ehrenbezeugung (5 Salutschüsse bei Ankunft und Abfahrl) dem H. Bischöfe zu erweisen.“ Die Kosten dieser bischöflichen Visitation waren enorm; einschließl. Pulver und Kirchen-

zierung (für beides 21 fl. 34 kr.) wurden dem Dekan laut Kirchenrechnung 152 fl. 48 kr. vergütet, also ungefähr 480 Fr.! Als derselbe Bischof am 17. März 1814 starb, wurde in Matrei die vom „fungierenden Domkapitel“ angeordnete Totenfeier befehlsgemäß gehalten. Ein Gleiches scheint in den beiden Dekanaten Trienz und Sillian nicht geschehen zu sein, denn Zopoth schreibt an Brandstetter: „Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Sie das Andenken des toten Bischofs geehrt haben; es wäre löblich gewesen, wenn Trienz und Sillian ein Gleiches getan und dadurch bewiesen hätten, daß sie es verstehen, gewisse Unbequemlichkeiten (!) nicht den Personen, sondern vielmehr den Zeitereignissen zuzuschreiben.“

Wahl hat französ. Älrien die Trennung von Kirche und Staat zum großen Teil durchgeführt, doch stehen beide nicht gleichberechtigt nebeneinander, die Kirche hat vielmehr als gehorjame Dienerin unter dem Staate zu stehen, die, wenn die Behörden es für nötig oder für klug und vorteilhaft halten -- Konkription, Weckung „dynastischer Gefühle“ im Volke etc. --, oor den Regierungskarren gespannt wird, sonst aber hübsch ruhig und bescheiden in der Ecke zu stehen hat. Allerdings hat der Wortlaut des Gesetzes ihr, wie jeder andern Religionsgemeinschaft freie Religionsübung gestattet. Der Artikel 25 des Gesetzes vom 28. Germinal J. 6 gebietet der kaiserlichen Gendarmrie „die Ergründung aller jener, welche den Gottesdienst zu führen sich erkühnen.“

Eines „Freudenfestes“ soll noch gedacht werden, schon deshalb, weil sowohl Kerschpin (der Seite 91 den 11. Juli 1812 angibt), als Panzl in seiner Selbstbiographie, Seite 11 (dieser nennt den 29. September 1811), ein falsches Datum dieser für Osttirol „hochwichtigen“ Begebenheit des Besuches Sr. Exzellenz des Herrn Generalgouverneurs Bertrand anführen. Tatsächlich traf Bertrand am 30. Juli 1812 in Trienz ein und mochte am 31. Juli einen Besuch in W. Matrei In Trienz, im Mnlacher Wäldchen, wurde jenes von Panzl sehr anschaulich beschriebene abendliche Volksfest gehalten, zu welchem jede Gemeinde des Distriktes ihre beiden ersten Tänzer senden mußte. Da Matrei schon damals an derlei hochgezierten Künstlern keinen Mangel litt, wurden gleich 4 Paare mittels Vorspaun (um 20 fl. auf Distriktkosten!) dahin abgeordnet, unter ihnen auch der seit 1809 noch immer gedächte Panzl, das nändige Kreuz aller Behörden, der Schrecken aller Gerichtsdiener und Kerkermeister! (Samt Kutscher und Pferden verzehrten sie auf der Hin- und Rückreise nur 9 fl. 58 kr.) Die Matreier, die im ganzen Tal als die besten Tänzer galten, sollten den Tanz auf einem feenhaft beleuchteten freien Plage des Wäldchens eröffnen. Panzl selbst erzählt darüber: „Ich fing also mit meiner Tänzerin, die sowohl an Tanzkunst wie an Schönheit in der ganzen Gegend bewundert wurde, den Tanz an, und nie konnte ich leichter als heute, denn ich schien kaum den Boden zu berühren, tanzte auch auf den Hän-

den, und die schwersten Sprünge und Säge machte ich mit einer Leichtigkeit, daß ich mich weder früher noch später einer ähnlichen entsinne." Panzl erlangte sich damals seine Amnestie, er hätte es auch leicht zu einer Ausstellung in französischen Diensten bringen können. Aber auf alles Drängen und Vorstellen hatte der biedere Haudegen und charaktervolle Kaufbold nur eine Antwort: Lieber als von Frankreich eine Ausstellung annehmen, will ich in Oesterreich betteln gehen! — Bei der Tafel, an welcher am nächsten Tage in W. Matrei 24 Personen speisten, ging es hoch her, denn um 125 fl. 20 kr. konnte man damals seinen Magen — wiederum auf Kosten des Distriktes — mit den auserlesensten Gerichten füllen. Die Kosten für das verschossene Pulver, die aufgestellten Triumphbögen, für 14 Pferde und 7 Kutscher und mitgekommene Gendarmen eingerechnet, belief sich der Aufwand für den Gouverneurbesuch in Matrei auf 177 fl. 11 kr.

Der Neuerungen, Leiden und Lasten, Schikanen und Bitterkeiten gab es in den 3 Jahren der italienischen Herrschaft für Osttirol also wahrlich genug. Die Furcht vor dem Allgewaltigen und die lähmenden Erinnerungen an die Schrecken des Jahres 1809 allein konnten das Volk vor Auflehnung zurückhalten.

Die Befreiung vom fremden Joch kam diesmal von außen. Am 15. August 1813 wurde noch Napoleons Namenstag gefeiert, am folgenden Tage traf F. J. M. Freiherr v. Hiller in Klagenfurt ein. Der Abzug des französischen Militärs etc. wickelte sich mit anerkannter Geschwindigkeit ab; denn als am 21. August um halb 4 Uhr früh die ersten Vorposten der österreichischen Armee Lienz erreichten, trafen sie weder den Subdelegue, noch Militär, noch Gendarmerie an. Alles hatte sich — Richtung Impezzo — aus dem Staube gemacht. Der Einzug der österreichischen Hauptmacht erfolgte erst am 29. August. In rascher Folge lösten sich nun die Ereignisse ab: Bildung von Schützenkompagnien in Osttirol, Eroberung der Mühlbacherklause, Gefecht bei Bruneca (nachdem man sich wieder hatte zurückziehen müssen), Zug durch's Eisack- und Eisglut bis über Ala hinaus, Einnahme von Trient am 31. Oktober, an welchem Tage die Befreiung des südlichen Landes teils vollendet war, und Auflösung der Schützenkompagnien. Die Osttiroler waren 1809 die Letzten gewesen, welche dem Joch der Fremdherrschaft sich fügten und die Waffen niederlegen wollten, nun waren sie im September auch die Ersten, welche zur Befreiung des Vaterlandes auszogen. Bei ihrer Heimkehr fanden sie die alte Heimat wieder unter der Herrschaft des alten Oesterreich (seit 17. Okt.). Roschmann wurde am 10. Dezember 1813 zum provisorischen Landeschef des italienisch-illirischen Anteiles von Tirol ernannt. Als solcher regelte er

zu allererst das Gerichtswesen (15. Dezember), die Steuern, schaffte die Konfiskation ab, gewiß lauter Verfügungen, die die angestaunte Zuneigung zu Oesterreich festigten. Mit 1. April 1814 wurden die österreichischen Gesetze als allein gültig wiederum eingeführt.

Als im Juni 1814 auch Nordtirol von den Bayern geräumt wurde, bestand kein Hindernis mehr, das alte Tirol zusammenzuschließen, was auch durch das kaiserliche Patent vom 23. Juli 1814 geschah. Dasselbe Patent hat auch das ehemalige Pfleggericht W. Matrei mit Tirol vereinigt. Durch Staatsvertrag vom 18. April 1816 kam auch das kleine (ehemals salzburgische) Gericht Lengberg zu Tirol nebst den Gerichten Zell a. Z., Fügen, Hopfgarten und dem Amte Vils in Nordtirol.

Unverändert bewahrte Tirol seitdem seine um teuern Preis erkauften, mit Heldenblut bezahlten Grenzen, deren Verstörung dem sacro egoismo einer großemwahnsinnigen Nation vorbehalten blieb.

Als Quellen dieses Aufsatzes dienen:

1. Hirn. Die Erhebung Tirols 1809.
2. Stofz. Erläuterungen zum hist. Atlas; Landgerichtskarte Tirols.
3. Krjspin. Die Kriegsergebnisse 1797—1814 in Lienz und Umgebung.
4. Keil. Handbuch für Mairee und Adjunkten etc. Wien 1811.
5. Stirna Adm. Generallinstruktion über die Conscriptio (ohne Titelblatt)
6. Die Akten, des fast vollständig erhaltenen Archlos der Mairee W.-Matrei; die 722 Aktenstücke sind nun in 18 Mappen eingeordnet, welche fortlaufend römische Ziffern tragen; Zitation III/12 bedeutet also: Akt 12 der Mappe III. Das Lienzener Stadtarchiv enthält nur wenige Urkunden aus der illyr. Zeit (Krjspin p. 88), umso kostbarer ist demnach das Matreter Archiv, dessen Akten in folgender Weise geordnet sind:

M a p p e

- I Neuorganisation der Behörden.
- II Matritenfachen, Cheakten.
- III Justiz.
- IV—V Gemeinde-Budgets, Umlagen, Rechnungen; Dattungen.
- VI Monopole: Salz, Tabak, Pulver, Salpeter.
- VII Gendarmerte und Finanz.
- VIII—XI Konfiskations- und Militär-Akten.
- XII Alte Lasten; Steuern.
- XIII Uquibaktion und Einregistrerung.
- XIV Kapitalsblese, Verlassenschaft, Pensionen, Kauf- und Pacht.
- XV Landwirtschaft.
- XXI Wald und Wetze; Straßen und Brücken.
- XVII Gemeindepollzei.
- XVIII 1809, Kirche, Schule, Feste, Requisitionen, Kuriosa.



Das Bergmahd.

(Von Josef Detner.)

Um die Zeit von Jakobi (25. Juli) kommt Leben in die Berge, denn da beginnt das Bergmahd, das ungefähr bis zum Hohen Frauentage andauert. Es ist das eine der schönsten Zeiten im Arbeitskalender des Bauern, vorab wenn günstiges Wetter herrscht. Wer soll sich denn auch nicht freuen da oben, dem Himmel so nahe? Weit unten liegt das Tal mit seinem mühevollen Alltag, keine Nachricht von der schlechtesten Welt, die unser Gemüt immer wieder beunruhigt, dringt so weit hinauf, kein Dampfstoß kocht und kein Auto cattert. Dafür rauschen die Bäche und Bächlein als Begleitung zu dem Wimmeln der Herdenglocken silberwals die Schluchten nieder, streicht ein mit Kräuterdunst durchschwängertes Lüftl einem um die Wangen, die Blümlein in stärksten Farben nicken uns freundlich zu.

Alle Kommodität wird beiseite gelassen, sobald man da hinaufzieht. Zeitlich früh, oder (meistens) schon am Abend zuvor werden die Vorbereitungen getroffen. Schon stark abgenützte schmale Sensen, die ziemlich ins Gras schauen müssen, nebst enggezähnten Rechen und der großen Pfanne werden mittelst eines Tragriemens zusammengebunden. In einen Schnersack kommt in eigens hierfür bestimmten, kleinen Säcken (Bergsäcklein) „Breiner“ (mit etwas Schmalz bei mäßigem Feuer geröstetes Mehl zur Bereitung der Brennsuppe), türge Mehl, waza Mehl nebst dem Knödelmachadü für 2 Tage. (Knödelmachadü nennt man das würfelig geschnittene Fleisch, Speck und Schnittlauch nebst einigen Eiern.) In einem größeren Sack, der auf eine Krage gebunden wird, befinden sich frisch gebakene Brollaibe, in einem kleinen Säcklein „hörte Suppenbrüde“ (hartes, zerkleinertes Brot), obendrauf die große Suppenschüssel. Wieder ein anderes Gollü setzt sich zusammen aus einer Hacke zur Aufbereitung des Brennholzes, dem Denzelzeug, den Tragriemen, den Kämpfen mit Wehsteinen und zwei kleinen, dauerhaften Milchschüsseln. Endlich in einem Korbe alle andern notwendigen Kleinigkeiten als Schmalzbüchse, Salz, Klebemehl, etwas Zucker; ferner Löffel, eine Kelle zum Knödeleintragen, ein Schmalzpfandl und Musbesen, ein Handtuch, in welches Seife und Kamm eingewickelt wird, etliche Rechenzähne, Strenpfel und Bohrer zum Reparieren von abgerissenen Rechen, etwas Verband und Flickzeug mit Hosenknöpfen und schließlich in einem Fläschchen Weihwasser. Kleidungsstücke gegen Kälte und Umwetter trägt jedes für sich.

So steigen sie nun zeitlich früh, schwer bepackt hinan, voraus der Hausknecht in weißer Schürze mit den Sensen, hinten nach die schwächlichsste Person, in der einen Hand den „Bittre“ tragend (Holzschlein zur Herbeihaltung des Hochwassers), an der andern eine Biège führend, welche die Milchfrage zu lösen hat. Für die ersten Tage wird eine größere Kanne voll von dabeim mitgenommen.

Sind sie nach mehrmaliger Rast am Bestimmungsort angekommen, geht es nach einem kleinen Umbiß schnell an die Arbeit, denn es muß das Bettchen gemacht werden, sollen die erste Nacht keine „Bitterfinken“ gefangen werden. Sind früher hinaufgezogene Schupfenachbarn schon im glücklichen Besitze von Bettchen, so wird den Neugekommenen für die erste Nacht gerne Platz gelassen.

In einer kleinen Entfernung von der Schupfe ist die „Koch“ (Vorrichtung zum Kochen), welche aber fast alle Jahre etwas repariert werden muß. Vier größere Steinplatten werden zusammen gelehnt und an der besten Seite der „Kochmuck“ eingerammt. (Kochmuck ist ein etwa 1 Meter langes, armdickes Stämmchen, an dessen oberem Ende ein rechtwinklig abstehender Ast etwa 8 Zentimeter vom Stamme abgehakt wird. Er hat den Zweck, die am Steine aufliegende Pfanne im Gleichgewicht zu halten, indem deren Stiel unter das kurze Messchen geschoben wird. Damit er nicht aufschneit, muß er fest in die Erde getrieben werden.) Glücklich die „Kuchilä“, welche eine eingedeckte „Koch“ hat. Nachdem auch das von der Larvine zerstörte Kingle wieder in Stand gesetzt und wenn der vom Vorjahre erübrigte Holzvorrat nicht den Hirten zum Opfer gefallen ist, geht es an die Bereitung des Mittags, welcher alle Jahre am gleichen „Pörzlan“ (kleiner Hügel), das, nicht weit von der Koch entfernt, als Tisch dient, eingenommen wird. Bei schlechtem Wetter und am Morgen, wo der Boden kalt und feucht ist, werden „Kegel“ (Kegel sind kleinere flachgehakte Stämmchen, welche anstatt der Lär = „Lärche“ eingelegt werden, wozu oft bis zu 25 Stück erforderlich sind) in der Schupfe auf das Heu gelegt, zum Aufstellen der Schlüssel bzw. Pfanne und rund herumliegend wird die Mahlzeit eingenommen.

Der Speiszetzel der ganzen Woche ist höchst einfach: Brennsuppe und „Apostelbrocken“ (in warmem Zuckermilch aufgewelchtes Brot mit Klebemehl angemacht und mit Schmalz übergossen), dazu etwas Milch, bilden den ständigen Vormeh, der um 7 Uhr eingenommen wird. Der Mittag wechselt mit Pulenta und Knödel, indem der Montag mit Polenta beginnt. Am Samstag bringt ein Bote etwas Gebackenes von dabeim. Das um 8 Uhr eingenommene Nachtmahl besteht wiederum aus Brennsuppe und, falls am Mittag etwas erübrig wurde, aus etwas „Giröastein“ und Milch. Die Tausen bestehen aus Brot und Wasser.

Das Liegen, bzw. Bettmucken im Heu will einigermaßen gelernt sein. Es wird ein der Körperlänge entsprechendes Loch im Heu ausgehoben, das Heu in der Mitte der Schupfe aufgeföhrt, sodann legt man sich in die Vertiefung mit dem Kopfe nach außen und zieht das Heu von der Mitte wieder herauf, bis nur mehr die Nasenspitze hervorragt,

nachdem man sich zuvor der Schube entledigt und eine Schürze um den Kopf gebunden hat, damit die „Graten“ nicht „hinter den Hals“ kommen. Klügliche Personen haben aber trotzdem die ganze Nacht zu pusten und zu klaben.

Die Arbeit ist mehr verdrießlich als streng, vorob wenn ein „Mähder“ (Mäher) keine Schneide hat, was oft noch schlechter wird, wenn die hochsteigende Sonne alles trocken gemacht hat. Deshalb geht es schon im Morgengrauen an die Arbeit, wofür um Mittag ein zweistündiges Rastl gemacht wird. Die Mägde benützen diese Zeit aber zum „Bocktreiben“ und wollen so dem „Bockfeilen“ der Mähder vorbeugen. (Wenn die Mägde mit dem Zurechen nicht nachkommen, was, trotzdem auf einen Mäher ein Racher gerechnet wird, infolge des Kochens u. dgl. leicht möglich ist, so haben sie „Bock“, den sie nacharbeiten. Ist der Bock besonders groß, so feilen die Mäher „Bock“, indem mit dem Wehstein in der Mitte der freiliegenden Sense am Rücken quer gefahren wird, wodurch ein klägliches Gewinfel entsteht, das weithin gehört wird.) Die Einbringung des Neues geschieht in Form von Ballen, welche je nach der Zusammenstellung Kopf- oder Fesselballen heißen. Wo es die Vertlichkeit zuläßt, werden die

Ballen nicht getragen, sondern die Hänge niedergeschleift. Da beim feinerzeitigen Schupfenbau das Bauholz oft weit hinaufgeschleppt werden mußte, und wohl auch wegen Lawinengefahr haben die Schupfen meistens kleinen Umfang, weshalb in guten Fehungsjahren das „Tschoppen“ (Stopsen) keine kleine Arbeit ist.

Am Abend ist es am kurzweiligsten. Da und dort klingen schöne Aepplerlieder in die Dämmerung hinaus und leidenschaftliche Musiker lassen ihre mitgenommenen Instrumente ertönen. Auch in der Schupfe ist nach dem Nachtrofenkranz oft noch langer Diskurs, wobei es auch manchmal geisterhaft zugeht, bis eines nach dem andern durch lautes Schnarchen seinen Schlaf bekundet.

Am Samstagabend wird wieder zutal gezogen, ein paar Sträußlein schönster Alpenblumen nimmt man mit. Im Verlaufe der Woche hat sich die Nase so sehr schon an die Bergluft gewöhnt, daß man beim Niedersteigen ins Tal die Luft „dick zum Schneiden“ findet.

Es heimelt einen aber doch an, besonders wenn die Ave-Maria-Glocke zum Gebete ruft. Man zieht noch einmal hinauf, weiter hinauf zu den Sternen, zum lieben Gott, dem Ziele unserer Wanderung.

Grundzüge der Besiedlung des Defereggentales.

Von Prof. Peter Paul Passler, Wien.

Einzel bewirtschafteten Birger Bauern Defereggens als Alp. Heber das Melitz- oder Steinkastörl trieben die Hirten ihre Herden in das Tal und kehrten im Herbst auf denselben Wegen zurück. Einmal blieben Hirten und Herden aus. Da jagten die Birger: „Dü veröcken“ (geh'n zugrunde). So soll der Namen des Tales entstanden sein.

Diese Sage birgt eine Erinnerung aus vorgeschichtlicher Zeit, da Defereggens noch keine ständige Bevölkerung hatte. Eine solche erhielt das Tal erst im 7. Jahrhundert durch die slawischen Wenden.

568 zogen die germanischen Langobarden aus der ungarischen Tiefebene nach Italien ab. Dadurch wurde den slawisch hausenden Wenden der Weg nach Westen eröffnet. Sie drangen durch das Drautal aufwärts bis zur Toblacher Höhe vor, wo ihr weiterer Vormarsch durch bajuvarische Ansiedler gehemmt wurde. Wir sind zu dieser Annahme berechtigt, weil wohl slawisch, nicht aber westlich derselben Ortsnamen mit slawischer Wurzel vorkommen. Vom Iseltale aus, das sie gleich den anderen Seitentälern der Drau besetzt hatten, erfolgte die erste Besiedlung Defereggens. Am Außenrande begründeten sie Razach, Razell und Dölach. Schon die Tatsache, daß die beiden letzteren bis zur Errichtung der Kuratie Hopfgarten (1758) zur Pfarre Windisch-Matrei gehörten, zeugt dafür, daß die Besiedelung vom mittleren Iseltale aus erfolgte. 1)

1.) Elnhauer, Topog.-hist.-statist. Beschreibung der Osttiroler Bezirke. I 618.

Umständlicher war die Besiedelung des inneren Tales; denn eine Straße durch die unheimliche Enge des Melitzwaldes gab es noch nicht. Über die Tatsache, daß Defereggens, speziell St. Jakob, in geschichtlicher Zeit kirchlich und gerichtlich von Birgen abhängig war, legt den Schluß nahe, daß die Einwanderung von Birgen aus, bzw. über Birgen erfolgte. Auch eine Sage ist auf uns gekommen, welche von der uralten Verbindung St. Jakobs mit Birgen erzählt. Die Leichen der im Winter Verstorbenen wurden auf dem Dachboden dem Froste ausgefetzt und, sobald die Uebergänge schneefrei waren, nach Birgen zum Begräbnis befördert.

Den sichersten Beweis für die slawische Besiedelung bildet der Talname selbst. Er lautet zuerst um die Mitte des 12. Jahrhunderts auf in der Form von Toberedic, Tobereche, Lovireche, Tobrich etc.; im 15. Jahrhundert hieß das Tal Töffreggen, Döffreggen, im 16. Jahrhundert Defröggen. Unser gelehrter Landsmann, Professor Dr. Valentin Hintner²⁾ teilt das Wort in zwei Bestandteile, deren erster auf das slawische tabor, taborn zurückgeht. Es hat auch in das Mittelhochdeutsche Eingang gefunden in der Form von taber, taeber, teber und bedeutet Vorwerk, d. h. ein vom Hauptgute entfernt liegendes Gut. Der 2. Bestandteil ech, ich, eck ist nach Hintner entweder slawische Ableitungssilbe oder das deutsche ech, egg. Solche Anfügungen eines

2) Ueber einige Talnamen Deutsch-Südtirols. Zettisch. d. Erzbd. III. B. S. 44. 67 ff., 197 f.

deutschen Bestimmungswortes an ein slawisches Grundwort gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten und wir können uns um so leichter für die letztere Annahme entscheiden, da das Tal zahlreiche Ecken aufweist und diese Bezeichnung wiederholt in Dertlichkeiten zum Ausdruck kommt wie Eggen, Ober-, Unter-, Inner-, Außeregg und auch auf Personennamen: Egger, Ober-, Unteregger usw. übernommen worden ist.

Hintners Deutung des Talnamens findet in geschichtlichen Tatsachen ihre Bestätigung. Sinnacher 3) verzeichnet folgende Schenkungen zwischen 1140 und 1165: Graf Chunrat v. Lechmunde (Lechsgemünde an der Mündung des Lech in die Donau) übergibt der hl. Maria eine Hube zu Toberecke. Gelegentlich der Schenkung einer Schafherde nennt er sich auch Graf von Matrei, wodurch seine Beziehungen zum Iseltale bezeugt werden.

Diepold und Heinrich (nach der Vermutung Sinnachers die Söhne Konrads) schenken Landgüter in Tofrich in Troja 4) und Lechpoum und Graf Heiarich einen Mansus (Gut) in Tofrich; er mit seinem Bruder und seiner Mutter übergeben auch Anteile an Landgütern im selben Tale. Diepold und Heinrich von Lechsgemünde geben ihre Ansprüche auf drei Güter in Tofrich gegen bestimmtes Geld auf.

Auch in der Bestätigungsurkunde des Papstes Alexander III. werden Güter zu Toberecke genannt.

So entstanden vom Iseltale aus eine Reihe von Vorwerken, die sich im Laufe der Jahre mehrten. Manche verraten durch ihre Namen die slawische Herkunft, wie August Unterfordner in einer Reihe von Aufsätzen nachgewiesen hat 5). Dahin gehören Rajach (abgeleitet von dem Personennamen Raj = das Dorf des Raj); Dölsch (dola, dolje = bei den Gruben, Talern oder, wie der Dialektausdruck lautet: Tölderern); Görttschach (gorje, gorjau = Bergbewohner); Gfariken (farica, farnica, von far = Niedgras); Melitz (melica, melnica = mergelartige Erde); Feistritz (bystrica = schnell, hell, klar. Diese Eigenschaften hat das Feistritzerbach bei gutem Wetter); Seisach (jasie = baumlose Gegend). Ob auch Stackach, Trugach, Ranach slawische Ansiedlungen waren, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls war die slawische Bevölkerung im Defereggan eine sehr dünne.

Die Wenden nannten das besetzte Land an der Drau Goratan (Bergland). Der Name erscheint in den lateinischen Quellen als Carantanen, Carintia, deutsch als Kärnten. Die karantianischen Wenden (die Windischen oder Slowenen) waren zwischen den Avaren im Osten und den Langobarden im

Südwesten eingeklemmt und suchten in ihrer bedrängten Lage Schutz in der Anlehnung an die Baiern im Nordwesten. Dieses Verhältnis führte aber um die Mitte des 8. Jahrhunderts zu völliger Abhängigkeit von Baiern, die umso drückender empfunden wurde, da Herzog Tassilo in großzügiger Weise die Christianisierung der bisher heidnischen Wenden in Angriff nahm. Der Erzbischof von Salzburg, das kirchliche Oberhaupt dieser Gebiete, stellte ihm natürlich bereitwillig die Macht der kirchlichen Organisation zur Verfügung. Der Verlust der Freiheit und der alten Götter trieb die verzweifeltsten Wenden zu wiederholten Aufstandsversuchen, die aber insgesamt mißlingen, sodaß sie 772 endgiltig die Oberherrschaft Tassilos und den Christengott anerkennen mußten 6).

Mit dem deutsch-christlichen Siege hörte nicht nur der slawische Zuzug in Defereggan auf, sondern zahlreiche bairische Ansiedler kamen über den Felber-Tauern, welche das Isel- und Drautal besetzten. Nachdem die ergiebigeren Böden des breiten Tales ihre Bebauung gefunden hatten, mußten die Nachzügler sich mit den kargeren Flächen des Defereggan-Tales begnügen. Den bairischen Zuwanderern standen ebenso wie ihren slawischen Vorgängern nur die Uebergänge über das Gebirge zur Verfügung; denn eine Straße durch das Tal gab es nach immer nicht. Die wenigen wendischen Bauern lebten von dem Ertrage ihres Bodens und ihrer Herden, schufen sich ihre einfachen Werkzeuge und Geräte selbst, wie sie auch die Abgaben in Naturerzeugnissen entrichteten (Naturalwirtschaft). Von einem Handel konnte kaum gesprochen werden. Der wendische Bauer verkaufte höchstens zeitweilig ein Stück Vieh und das trieb er über einen der Pässe nach Biegen oder Windisch-Matrei. Ein Verkehrsbedürfnis war nicht vorhanden, deshalb dachte auch niemand an die Anlage einer Straße; umso weniger, da dieselbe sehr schwierig gewesen wäre und da es im Melitz-Wald nach der Volksmeinung nicht geheuer war. Noch in meinen Knabenjahren erzählte man in den Spinnstuben mit geheimem Grausen vom Gögl im Melitzwald. Aber gerade diese Umständlichkeit des Zuganges war mit ein Grund, daß die bairische Besiedlung nur langsam, in kleinen Gruppen oder einzelnen Familien bzw. Paaren sich vollzog.

Herrerlofer, bzw. noch unbebauter Boden war genügend vorhanden, so daß die Einwanderer die Besitzrechte der Wenden nicht verletzen mußten. So setzten sie sich neben oder auch zwischen die Wenden oder rodeten, wo es an nutzbarem Boden gebrach, Teile des Waldes. Es entstanden Einzelhöfe, die sich durch Nachschübe zu Häusergruppen erweiterten. Auf diese Weise bildeten sich allmählich die späteren Rotten St. Veit, das als kirchlicher Mittelpunkt der ganzen Ortschaft den Namen gab, Görttschach, Melitz, Bergl und Mous und westlich von St. Veit Gfariken. Spätere Ansiedler drangen weiter nach Osten auf den Boden der heutigen Gemeinde Hopfgarten vor und begründeten Hof, Blon, Hopfgarten,

3) Beiträge zur Gesch. d. btsch. Kirche Siben und Biegen. Biegen 1823, III. 361, 580, 600. Vgl. D. Stolz, Gesch. Östirrols im Grundriß. Festschrift anlässlich der Einweihung des Bezirksamtsgebäudes in Wien 1925, 5, 148.

4) Troja dürfte ein Gut in Trogen, Berechtoum, das heutige Berche unterhalb Tegtsch oder in der Nähe Lech der heutigen Gemeinde Hopfgarten sein.

5) Gymn.-Prgr. Leitmeritz 1885—1889, Gymn.-Prgr. Eger 1890—1892.

6) Vgl. D. Stolz a. a. D. 142 f.

das als kirchlicher Mittelpunkt der Ortschaft den Namen gab, setzten sich in Kajach, Dölach und Kajell zwischen die Slawen. Die beiden letzten Rotten gehörten, wie schon betont wurde, zur Pfarre Windisch-Matrei, alle andern aber zum Vikariat St. Veit, woraus wir eben auf den Gang der Besiedlung von St. Veit aus schließen.

Die Nachzügler, die in Glaritzen keinen Platz mehr fanden, wandten sich nach Westen und schufen Grizen, Gassen, Stenningring (Steinberg), erreichten in Feld und Bruggen die Talsohle, überfegten den Großbach, wühlten sich in Feistritz unter die Wenden und besiedelten St. Leonhard. Später trieb der Vondhunger, den Großbach noch einmal zu überfegen. Sie ließen sich in Unter- und Oberegg nieder und kletterten die Lehne hinauf und schufen Tegisch. Andere drangen weiter in die äußere und innere Hirben sowie in das sonntige Moaf (Maierhof) vor.

Die Niederlassungen in Jezach, Ed- und Abtwei (Maik) 7), sind zweifellos die ältesten auf dem Boden von St. Jakob, weil sie dem Vikariat St. Veit unterstellt und erst 1673 dem Vikariat St. Jakob zugewiesen wurden. Dagegen fällt die Besiedlung der Unterrott und Oberrott mit Bruggen, Rinderschinken, Vorder- und Hinterladstatt und Erlsbach in wesentlich spätere Zeit durch Zuzügler, welche über St. Veit oder über die Badlehne und das Trojertal gekommen waren.

Die Besiedlung vollzog sich, wie schon betont wurde, sehr langsam, in kleinen Gruppen oder einzelnen Familien. Wie lange sie gedauert hat, wissen wir nicht; jedenfalls so lange, daß sich daraus schwere wirtschaftliche Nachteile für die Bewohner von St. Jakob ergaben.

D. Stolz hat nachgewiesen, daß die Grenze zwischen Gemeinden, welche durch ein Gebirge voneinander getrennt waren, die Wasserscheide gebildet habe. Wo aber bequem überschreitbare Pässe in das Gebirge einschritten, konnten die Bewohner der südlichen Täler den Boden an der Nordseite in Besitz nehmen, wenn er noch herrenlos war. Das war im oberen Deferegental der Fall. Das Pustertal sandte reichlichen Nachschub durch das Tauferer- und Reintal wie durch das Antholzertal und nördlich das Klammshoch noch der Stalleralm- oder Antholzerhättel stellten dem Ausbreitungsbedürfnis wesentliche Hindernisse entgegen. Es besetzten die Tauferer und Reiner die Jagdhausealpe, die Antholzer die Stalleralm. Der Alpenvertrag von 1539 8) übertrieb also nicht, wenn er behauptete, die Jagdhausealpe sei seit „alten Zeiten“ im Besitze der Tauferer. Tatsächlich durchquert auf der geschichtlichen Karte die Nordgrenze des Landgerichtes Taufers das Deferegental oberhalb der Einmündung des Seebaches, schließt also die ganze Jagdhausealpe ein. Ebenso griff das bischöflich brigantische Gericht Antholz auf die Defereggerseite über. Es wurde von dem gör-

zischen, bzw. irrischen Gerichte Virgen durch eine Linie getrennt, welche das Stalleralmtal beiläufig in der Mitte durchschneidet 9). Deshalb wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach langwierigem Prozeß der Ragletterwald auf der Defereggerseite der Gemeinde St. Jakob ab- und den Almbesitzern zugesprochen, was den Defereggern gar nicht eingehen wollte. Sie wußten eben nicht, daß infolge der langsamen Besiedlung die Antholzer ihnen zuvorgekommen waren.

Auch die Engelberger-, Seebach-, Patscher- und Oberhäuseralm sind durchwegs in fremden Händen. Letztere bewirtschafteten Bayern aus Oberbayern. Ihr Vieh, das beim Durchtrieb im Frühjahr und Herbst in Deferegg großes Plassehen erregt, heißt „banaogn quel“, weil die Alpe am Abhang des banaogngebirges liegt, welches die Spezialkarte entzweit als Panazengebirge bezeichnet. Dr. Hintner erklärt den Namen banaogn beim Eigennamen 10). Die Alpe wurde in sehr früher Zeit als Alod im Gegensaße zum Lehen vergeben. Wie die anderen Alpen in fremde Hände kamen, wissen wir nicht; ebenso wenig, wie sich Auswärtige auf der Stalle im Ragazental, in der Trojer- und Durfeldalpe Rechte erworben haben. Wenigstens in den letzteren Fällen ist der Verdacht schwer zu unterdrücken, daß die Deferegger selbst durch Veräußerungen ihre wirtschaftlichen Grundlagen erschütterten.

Deutsche saßen also in Deferegg neben Wenden. Wie gestaltete sich das Verhältnis zwischen ihnen? Es war im allgemeinen ein friedliches. Weil eben die deutschen Einwanderer in kleinen Gruppen ins Tal kamen, konnten sie nicht als Eroberer auftreten; gewaltsame Enteignungen waren also ausgeschlossen. Auch Kränkungen mendischer Besitzer durch Uebermut deutscher Zuzügler liegen außer dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit; wer in Deferegg eine Heimath suchte, den suchte der Slawe nicht. Ueberdies lebten die Angehörigen beider Stämme unter gleichen Verhältnissen: auf keiner Seite war aufreizender Besitz, sondern Deutsche wie Wenden waren fast durchwegs Kleinbauern, welche im harten Kampfe mit der Natur sich pflanzten. Verleihungen von größeren Flächen an mehrere Ansiedler zu gesamtter Hand scheinen selten gewesen zu sein; wenigstens kennt die Pustertaler Beschreibung von 1535 nur 2 Zuhaber der Krölller Schwaige mit verschiedenen Namen. Eine einzelne Familie jedoch konnte nur so viel Land beanspruchen, als sie zu bearbeiten imstande war. Nach im 17. Jahrhundert war diese Struktur des Volkes im wesentlichen erhalten. Alle Anzeichen sprechen daher für ein friedliches Zusammenleben der beiden Volksstämme. Dieses wird auch durch die mannigfachen slawischen Einflüsse bestätigt, die August Untersorcher und Valentin Hintner in Vertlichkeitsbezeichnungen, im Dialekt, in Sitten

7) Val Kilian Abbtmeier der Pustertalischen Beschreibung von 1645 und den heute noch bestehenden Namen Drenetger.

8) Dr. Daimler in Amthors Alpenfreund IX 29.

9) Hist. Atlas der österr. Alpenländer von J. Egger und D. Stolz, Blatt 28. D. Stolz, Geschichte der Gerichte Deutschtirols 298 ff., besonders Tabelle 813.

10) Ueber einige Talamen Deutschtirols. Zts. d. Ferd. III. S. 44. 697.

und Bräuchen nachgewiesen haben 11). Besonders bezeichnend ist aber die Hausgemeinschaft, auf die zuerst A. Nuer 12) aufmerksam gemacht und die später S. H. Widemann eingehender behandelt hat 13). Darnach gab es kein persönliches, sondern nur Familieneigentum, welches der vom Vater eingesetzte Vorhäuser verwaltete 14). Er hieß darum „Bauer“, die anderen Familienglieder waren Mithäuser. Alle arbeiteten auf dem Familiengute, mit Zustimmung des Vorhäusers auch auswärts und der Verdienst — auch der gewerbliche, wenn ein Familienglied ein Handwerk erlernt hatte — floß in die Familienkasse. Dafür erhielten alle Familienglieder Wohnung, Kost und Bekleidung. Mit Zustimmung des Vorhäusers durften sie auch heiraten, so daß in vielen Häusern mehrere Familien nebeneinander hausten. Widemann führt mehrere Beispiele an. Auf dem Berglergute lebten der Wirtschaftsführer mit Weib und Kindern, zwei Mithäuser mit ihren Frauen und 7 Kindern; auf dem Weizner Gute der Wirtschaftsführer mit Weib, ein Mithäuser mit Frau und verheiratetem Sohne und dessen Familie; auf dem Unterrässner Gute der Wirtschaftsführer, dessen Mutter, Weib und drei Kinder, zwei Mithäuser mit ihren Familien, zwei Schwestern des Hans und zwei angenommene Kinder; auf dem Plahniggute der 84jährige Vater des Wirtschaftsführers, dessen Schwiegereltern mit sieben Kindern, der 71jährige Bruder, sein Weib, ein Unterhalter Zeit Plahnig, 9 Kinder von Söhnen, welche als Luthertische ausgewandert waren, sieben Diensthöten.

Als eine Lockerung der alten, strengen patriarchalischen Ordnung war es zu betrachten, wenn der Vorhäuser einem Familiengliede den auswärts verdienenden Lohn zu seiner Verfügung überließ, sodaß es mit der Zeit etwa ein Stück Vieh erziehen konnte, das auf der gemeinsamen Alpe weiden durfte.

Die Gemeinschaftshaufungen hatten wie alles auf der Welt Licht- und Schattenseiten. Sie förderten den Wirtschaftsbetrieb, konnten bei Elementarereignissen den angerichteten Schaden wieder gut machen; aber sie bildeten auch eine nie versiegende Quelle von Zank und Streit, selbst wenn der Vorhäuser klug und mit Ruhe dem Hauswesen vorstand. Eine andere Schattenseite geht aus den Amtsberichten von 1759 und 1764 hervor. Sie belenen, daß wegen der Kleinheit der Häuser zwei, drei Eheleute in einer Kammer beisammen ihre Elagestatt haben und zu einer Absandierung keine Gelegenheit ist 15). Beson-

ders wirkte sie hemmend auf unternehmungslustige Köpfe. Ein solcher war z. B. überzeugt, daß durch den Hausierhandel ein schönes Stück Geld verdient werden könnte; der bedächtige Alte, dem er seine Pläne vorlegte, sah aber nur das Waghafte des Unternehmens, das nebenbei das Fehlen einer Arbeitskraft zur Folge hätte, und verweigerte seine Zustimmung. Notwendig ergab sich daraus Unzufriedenheit und das erhöhte Verlangen nach Freiheit. Zwar konnte der Mißvergünstigte „Abbruch tun“, d. h. auf Abrechnung dringen; aber das galt als schwerer Verstoß gegen Sitte und Herkommen, den man vermeiden mußte. Manche setzten sich jedoch über alle Bedenken hinweg und gelangten so in den Besitz ihres Vermögens.

Im großen und ganzen übermogen die Schattenseiten und die Behörden selbst arbeiteten auf die Abschaffung dieser patriarchalischen Einrichtung hin. Aber im Jahre 1808 waren in Defereggem noch immer vier Gemeinschaftshaufungen: am Platz zu Hopfgarten, beim Pichler zu Hof, an der inneren und an der äußeren Hirben in der heutigen Gemeinde St. Jakob. Welch traurige Folgen mit der Auflösung der Hausgemeinschaften verbunden waren, zeigt ein Bericht des Landgerichtes Windisch-Matrei vom Jahre 1821, welcher meldet, daß die Güter nach ihrer Verkübelung nicht mehr den Unterhalt für eine Familie zu liefern vermögen, daß sich daraus Verarmung und Verschuldung ergeben. Die Auflösung einer großen Mithäuserei von 38 Köpfen im Jahre 1820 hatte zur Folge, daß, als einem das Hochwasser den Grund wegriß, er den Schaden nicht wieder gut machen konnte, was der Mithäuserei mit Zeit und Weile sicher gelungen wäre 16).

Widemann hatte Gemeinschaftshaufungen als eine spezifisch slavische Einrichtung aufgefaßt; seitdem aber hat A. Dopfch sicher festgestellt, daß sie nicht nur in den Alpenländern vorkamen, sondern auch in den Ländern, wo nie Slawen gehaust haben. Die Besitzverteilung zu gesamter Hand hatte die Gemeinschaft der Wirtschaft und des Haushalles zur Folge. Die Gemeiner hatten Behausung, Kost und Rauch, sie saßen in ungesondertem Bier und Brot, hatten unter sich Erbrecht, konnten auch die Auflösung der Gemeinschaft verlangen; Sätze, welche mit der slavischen Hausgemeinschaft völlig übereinstimmen. Besonders die Tatsache, daß solche Gemeinschaften in gebirgigen Gegenden nachweisbar sind, wo der einzelne im Kampfe mit der Natur ohnmächtig, nur durch das Zusammenwirken mehrerer der Erfolg möglich ist, könnte zu der Auffassung verleiten, daß die Hausgemeinschaften des Ingebietes nicht slavische Ueberreste sind, sondern Verleihungen zu gesamter Hand ihr Dasein verdanken. Dem steht aber gegenüber, daß in der Buxtertalischen Beschreibung aller Zinsen und Gültten von 1545 17)

16) A. Dopfch, die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenflawen. Weimar 1909, 168.

17) Der erste Band ist im Besitze des Herrn Bürgermeisters Oberhübners in Wien. Herr Bauinspektor Oberforcher in Innsbruck hat in abgeschrieben und die Abschrift mir gütigst zur Benützung überlassen, wofür ich ihm herzlichst danke.

11) Bergl. Unterforschers Programmaufsätze und Hinters Deferegger Dialekt Wien, 1878.

12) Der Zilltaler in Anthons Alpenfreund v 22 f.

13) Die Nationen in Tirol. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart 1886 I 422 ff.

14) Da, wie S. Wapfner in seinem Freistiftrecht nachgewiesen hat, die meisten Bauern Defereggens wie überhaupt Östtirois Freistifter waren, denen Jahr für Jahr die Güter zur Bearbeitung übertragen wurden, so hat zweifellos die Grundherrschaft bei der Einsetzung des Vorhäusers ihren Einfluß geltend gemacht.

15) D. Stolz, a. a. D. 194.

zur Lorenz Krell und Sebastian Kofler die Kröllerschweig innehatten, während alle anderen Güter, soweit eine Gemeinschaft in Frage kommt, nur in der Hand einer Familie waren. Wir müssen daraus schließen, daß die Hausgemeinschaften sowohl aus slawischen Einflüssen wie aus Verleihungen zu gesamtter Hand hervorgegangen sind.

Wenn die beiden Volksstämme in Deferegggen friedlich neben- und miteinander lebten, so drängt sich die Frage auf: Wie ist das völlige Verschwinden der Wenden zu erklären? Die Antwort ergibt sich von selbst, wenn wir uns erinnern, daß die wendischen Ansiedelungen von vorneherein sehr klein waren. Seit der Niederwerfung des wendischen Aufstandes durch Herzog Tassilo und der sich daran schließenden bayerischen Kolonisation des Pustertales und Iseltales erhielten die Wenden Deferegggens von außen keinen Zuzug mehr, während die Deutschen sich langsam, aber stetig verstärkten. Der Deutsche Deferegger verhielt sich seinem wendischen Salgenossen gegenüber zweifellos so wie der spätere Hausierer seiner Umgebung in der weiten Welt: er war freundlich und umgänglich, erlernte auch notdürftig die fremde Sprache, verhielt sich im übrigen reseruiert, eiferüchtig seine Eigenart während 18).

48) Vgl. meinen Deferegger Handel in den Österröler Heimatblättern 1925.

Blutmischungen scheinen selten vorgekommen zu sein; denn nichts erinnert in dem Deferegger weder in seelischer noch in körperlicher Hinsicht an Slawen. Aber das stetige Zunehmen der Deutschen mußte in den Wenden die Empfindung hervorrufen, daß ihr Stamm unrettbar zum Aussterben verurteilt sei. Manche Familien mögen tatsächlich ausgestorben sein, anderen zwang das Gefühl der zunehmenden Vereinsamung den Wanderstab in die Hand, der sie zu ihren Volksgenossen brachte. So erhielt Deferegggen eine rein deutsche Bevölkerung, so deutlich, daß in St. Jakob und St. Veit die slawischen Familiennamen völlig erloschen sind; die Namen Jesacher, Melitzer, d. h. der von Jesach oder Melitz Bekommene, bzw. dort Hausende tragen so deutsches Gepräge, daß niemand slawische Abstammung dahinter vermutet. Und doch wurde nach A. Unterföhrers Meinung in Deferegggen noch im 18. Jahrhundert wendisch und deutsch gesprochen.

Durch die Vertreibung der Lutherischen aus Deferegggen wechselten wohl zahlreiche Güter ihre Inhaber. Neben einheimischen Käufern setzten sich Auswärtige aus Nußdorf bei Linz, aus Kals, Gries, Antholz fest; aber diese Zugänge bestanden ausschließlich aus Deutschen und waren viel zu unbedeutend, als daß wir von einer dritten Besiedelung sprechen könnten.

Der große Brand in Windisch-Matrei am 10. Mai 1897.

Von einem damaligen Kooperator.

Wir waren gerade beim Mittagessen und verfügten die uns so lieben Spedindäckerl, als um 11¼ Uhr die Sturmglocken läuteten. Noch ein paar „Hiblon“ und wir waren davon „Wo brennt es?“ „Beim Broi!“ „In Gott's Nam', heut' ist alles hin“, jammerten einem die Leute zu, denen man begegnete, da ein fürchterlicher Lauerwind ging, wie er sogar in Windisch-Matrei selten ist. (Jetzt heißt es Matrei i. O. ohne Windisch – richtiger wäre auch heute noch Windmatrei.)

Also beim „Broi“ brennt es; öfters war an der gleichen Stelle Feuer ausgekommen und wurde jedesmal glücklicherweise gelöscht; aber diesmal sollte es nicht mehr gelingen. Vielleicht wäre es auch diesmal gelungen, wenn schnell Nachbarsleute verständigt worden wären. Wie diese kamen, war auf dem Unterdachboden schon das größte Feuer, der Wind tat redlich das Seinige, um diesen Tag zu einem größten Unglückstage des Marktes zu steuern. Wie schnell das Flugfeuer bald da, bald dort auftrat, hat man keinen Begriff. Das erste Brandobjekt nach „Broi“ war Köfler, das nächste Haus unter dem „Broi“; aber das nächste war schon das Spital im untersten Ende des Marktes, das weitestentfernte von „Broi“. Daran hätte man zu leicht gedacht. Man kann sich denken, welche Verwirrung im Spital entstand – die Feuerwehr beim „Broi“, kein Mensch zum Löschen da, das Spital

angefüllt mit verschiedenen Kranken und Bresthäfen. Die Schwestern gingen sofort bei Ausbruch des Feuers beim „Broi“ in ihre Kapelle zu beten und hatten keine Ahnung, daß es auch schon im Spital brenne. Da stürmte der damalige Gemeindearzt Dr. Karl Leiter (der heute in Linz wirkt) in die Kapelle und sagte den Schwestern: „Heute hilft's Beten schon einmal nicht mehr, geht's lei plündern, ist g'scheitert.“ Die Schwestern taten das Menschlichmögliche, um zu retten, was zu retten war, selbstverständlich zuerst die Kranken. Hierbei ereigneten sich einige Zwischenfälle, die nicht uninteressant sind. So zum Beispiel war im Spital eine Kranke (die Tager Sline), die man heben und legen mußte wie ein Kind. Weil die Schwestern nicht in der Lage waren, alle Kranken sofort auf einmal zu entfernen, ist Sline ohne Mithilfe aufgestanden, hat sich selbst angekleidet und ist ohne Beihilfe zum Lichtackerer gegangen, wohin vorläufig auch die andern Spitalinsassen gebracht wurden, darunter eine total Gelähmte namens Rebekka, der es auch da noch beinahe schlecht gegangen wäre. Es waren nämlich auch die 2 jungen Schweine vom Spital beim Lichtackerer in der Stube bei dieser Kranken und nagten gemütlich an den Füßen der Gelähmten, da die andern Leute alle fort waren.

Mit größter Eile stürmten von der „Brauerei“ Leute herbei zu helfen, aber vielfach arbeiteten sie

ganz kopflos, so z. B. ist einer in die Apotheke des Dr. Leiter eingedrungen und wollte die Medicinen retten. Ohne Rücksicht warf er gefüllte und ungefüllte Gläser in einen Korb, und wie Dr. Leiter sah, daß dem betreffenden Träger (der heute noch lebt) die Suppe unten durchbrann, sagte er: „Das nützt denn doch auch nichts.“ Im Nachbarhause, beim Amoser Joggale, war eine Kuh im Keller; 5 Männer „maserien“ bereits eine ganze Stunde, bis sie dieselbe heraufbrachten. Die Arbeit war umsonst, da glücklicherweise dieses Haus nur den Dachstuhl verlor.

Mit unglaublicher Schnelle raste das Feuer bald da, bald dorthin. Kaum versuchte man das Feuer bei diesem Hause niederzudämpfen, brannte es schon an einer andern Stelle, vorläufig mit Hebersprüngen anderer Häuser. Die obere Seite des Hintermarktes galt bereits als verloren, als das Feuer auch im Vordermarkte, in der oberen Paterngasse, Furcht und Schrecken verbreitete. „Das Schulhaus brennt!“ schrieen die Leute, also das nächste Haus bei der Kirche. „Wenn nur nicht die Kirche brennt!“ hörte man jammern und weinen. Die Furcht war berechtigt, die Gefahr sehr groß, denn der Wind zielte direkt auf die Kirche. Und wie die Sturmgläuter im Turme ausfragten, war es oben ja glühend heiß, wie in einem Backofen; mit jedem Augenblicke fürchteten sie, daß das Dach anfangs zu brennen. Und nun ereignete sich etwas ganz Merkwürdiges: Herr Dekan Unterpranger ging in Begleitung der Kooperatoren mit dem Allerheiligsten auf den hohen Sleg und segnete, und die Leute bemerkten, daß der Wind in auffallender Weise eine andere Richtung nahm. Nach dem Segen betete Herr Dekan in kindlich gläubiger Weise: „Herrgott, auf dein Haus mußt du selbst schauen, wir können nichts machen!“ Aus Furcht vor dem Abbrennen der Kirche fingen die Leute ohne jeden Befehl an, dieselbe zu plündern. Alles Bewegliche wurde vertragen. Die Statuen wurden ins Pfarrfeld getragen und glänzten weithin. Ja selbst an den Mäuren wurde gearbeitet und viel ruiniert, da man sogar mit „Sapinen“ die Altäre abriegeln wollte und so die Altarbilder zerriß, was heute noch am Kreuzaltar zu sehen ist.

Außer dem brennenden Schulhause drohte für die obere Paterngasse, für Kirche und Widum die noch größere Gefahr vom Hezenauer Hause. Wiederholt fing dieses ganz hölzerne Haus Feuer; aber die Birgener und Mitteldorfer, die sich hier aufgestellt hatten, ließen sich nicht vertreiben, beziehungsweise versuchten immer und immer, an diesem Hause jedes aufstickernde Feuer zu ersticken und es ist dank ihrer zähen Ausdauer gelungen und nebst dem augenscheinlichen Schutze Gottes gebührt den Birgern das Hauptverdienst, durch Rettung dieses Punktes auch die Kirche gerettet zu haben.

Innerhalb $3\frac{1}{2}$ Stunden standen 78 Objekte im Feuer und mit 3 Uhr nachmittags fiel kein neues Objekt mehr zum Opfer. Freilich war es so schon genug, denn übrig geblieben sind außer den 10 Häusern in der oberen Paterngasse, der Kirche, dem

Widum mit dem Futterhaus, 3 Häuser in der Rigglgasse und im Hintermarkt das einzige des Ehrstant Unterrainer, das sich heute noch in seiner ganzen hölzernen Beschaffenheit mitten unter den gemauerten Häusern wie ein Fremdling ausnimmt. Bei wenigen Häusern blieb es beim Verbrennen des Dachstuhles, so beim Gerichtsgebäude, Waller-Haus, Herrenschneider, Bäckern und Rauter, dessen Magazin auch erhalten blieb. (Am nächsten Tage ist Schreiber dieses auch in dieses Magazin gegangen und hat die ganz warmen Kornsäcke angefühlt; die Stempel in der Kasse waren angepickt.)

Selbstverständlich wurde in den übriggebliebenen Häusern soweit möglich alles geplündert. So z. B. wurden im Widum alle Bettstellen abgelegt und das Zugehörige in die unten gewölbten Räume vertragen. Herr Dekan legte sich 3 bessere Röcke an und füllte jede Tasche mit Sparkasse-Büchlein, so daß er fast gar nicht mehr gehen konnte. Als zwei Kooperatoren ihm abends provisorisch eine Lagerstätte zusammenstellten, vergaßen wir, die Bretter einzulegen und als Herr Dekan gegen 12 Uhr nachts, so wie er war, vollgepfropft mit Sparkassebüchlein, in voller Rüstung sich hineinlegte, brach er auf einmal durch; mit einem kräftigen „O ho!“ lag er in der Tiefe. Glücklicherweise konnten wir ihn aus seiner Stellung befreien. (Wir zwei waren durch beständiges Herumlaufen während des ganzen Tages so „bratienig“, als hätten wir Eisenstecken in den Füßen und konnten keine Kniebeuge mehr machen.) Wie schon erwähnt, hatte der furchtbare Lauerwind die größte Schuld, daß in so kurzer Zeit so viele Objekte ein Raub der Flammen wurden. Man bedenke, unter dem Markte, 10 Minuten davon entfernt, ist eine Brücke in den Auen total abgebrannt; auf dem Kaiser-Törl, in Oberpeischlach und Staniska (Kals), in der Minster Kratten fand man abgebrannte Akten, zumeist aus den Schriften des Gemeinde- und Kirchenverwalters Köstler. Daß der Wind brennende Säcke herunttrieb, wird der Leser kaum glauben, ist aber doch Tatsache.

An Personen ist Anton Staller, der junge Moosbauer bei Huben, verunglückt. Obwohl ihn einige Tage zuvor ein Pferd geschlagen hatte, so daß er hinkte, ließ er sich's nicht nehmen, nach Matriel löschen zu gehen und unterwegs sagte er zu den Leuten, die mit ihm oder vorausgingen: „Wenn nur kein Mensch zugrunde geht.“ Als Mitglied der Raiffeisenkasse wollte er im Schulhause wichtige Bücher der Kasse retten; wie er mit einem Pack beladen von der Türschwelle herabstretten wollte, stürzte gerade der Dachbaum auf ihn und schlug ihm die Hirnschale ein, so daß er augenblicklich tot war. Beim Begräbnis dieses Mannes waren so viele Leute besonders Männer, wie Matriel selten wird gesehen haben; aber auch soviel Männer hat man weinen gesehen, wie es in Matriel gewiß nie vorgekommen ist. Sonst wurde von Menschen damals niemand beschädigt. — Auch an Vieh ging nichts zugrunde. Selbst beim „Broi“ hat der damalige Gemeinde-Tierarzt mit knapper Not 5 Jahr-

linge und ein Pferd von dem angebauten Nischberger Futterhause gerettet. Geld wird keins verbrannt sein, da schon dazumal die Marktkler nicht viel übrig hatten.

Wie so gern bei solchen Anlässen fanden sich auch hier Raubhähnen ein, die das Unglück der armen Betroffenen noch ausnützten. Gestohlen wurde viel, darunter ein neues Federbett; eine Ladenbesitzerin lieferte auf einem Wagen die besten Waren hinab in den Pfarr-Anger; der Wagen kam zurück, die Ware nicht mehr.

Wenn auch der Bau der Kirche und des Widums glücklich gerettet wurden, so hatte speziell die Kirche großen Schaden. So waren im Schulhause das schöne hl. Grab, der herrliche Baldachin, alle Postamente zu den Statuen und eine ganze Menge von Kirchdach-Schindeln aufbewahrt; alles ging zugrunde. Ruiniert wurde in der Kirche beim Plündern das Altarbild „Maria, Königin der Engel“, das neu hergestellt werden mußte.

Zur Hilfeleistung waren herbeigeeilt außer den meisten Leuten der Landgemeinde besonders die Birgener und Mittelsdorfer, die, wie oben erwähnt, ein Hauptverdienst haben, daß nicht der ganze Markt samt der Kirche dem Feuer zum Opfer fiel. Die Dienzer kamen wegen der weiten Entfernung erst gegen 2 Uhr nachmittags; die Linzler postierten sich beim Pfarrfutterhause und Widum und hatten große Mühe, das bald da, bald dort aufglimmende Feuer zu ersticken. (Als vor wenigen Jahren das Futterhausdach repariert wurde, fand man noch angebrannte Schindeln.) Die Linzler mußten die ganze Nacht Wache halten, was kein Spaß war, da nachts ein Schneesturm einsetzte. Sumner und immer mußten sie in die Küche des Herrn Dekan gehen, um sich durch warmen Wein, Kaffee oder eine warme Suppe zu stärken. Am andern Tag lag zwar eine dicke Schneemenge, aber gerade durch diesen Schneesturm flackerte das Feuer immer wieder auf.

Am nächsten Tage konnte man halbwegs das Unglück überschauen. Geseftägler besitzt noch eine Photographie, wo Schillers Worte „Am Grabe seiner Hede“ anschaulich wahr sind. — Kein einziges Warengeschäft war im Markte, das nicht vom Unglück betroffen, mit Ausnahme des vom Klaba sch-nig zunächst bei der Kirche, dem man aber rühmlichst nachsagen muß, daß er die Leute nicht ausbeutete. Von den Wirtshäusern blieb nur das „Weiße Röhl“ des Georg Hinteregger übrig. Obwerner hat nach dem Brande zuerst im Handelshaus und der Huter Hansl in der gewölbten Küche geschenkt. Die beiden Doktoren Dr. Karl Leitner und Josef Reimler hatten im Schulhause ihre Notapotheken aufgestellt. Ein jeder Winkel im Widum, dessen Waschküche und Futterhaus war besetzt. Im Widum waren die Schulfrauen, Lehrer Nuhinger mit Familie und andere. Die Waschküche wurde zu einer provisorischen Notwohnung hergerichtet. Der Stall war vollgepropft mit Vieh der Abbrändler. Den größten Teil des geretteten Viehes übernahm

in anerkennenswürdiger Güte gratis die Landgemeinde in Pflege.

Was die Versicherung anbelangt, waren die meisten nur mit einer Bagatelle versichert. Obwohl im Jahre 1893 die Fraktion Bichl abbrannte, ließen sich nur wenige ihre Brandversicherung um etwas Weniges erhöhen. (400—800 fl. waren so die regelmäßigen Versicherungssummen.) Mit einem Schlag innerhalb weniger Stunden war also die Marktgemeinde ganz verarmt. Was nun? Am nächsten Tage wurde ein Hilfskomitee gebildet, bestehend aus dem Bürgermeister Johann Wolsrger, Dekan Unterpranger, Kirchprobst Johann Kiepler, Dr. Karl Leitner und Arzt Josef Reimler, Johann Weingartner (Waler des Hochw. Herrn Probstes in Zausbrunn) und Janaz Niederegger. Dem Komitee lag alles daran, für eine unparteiische Verteilung der Liebesgaben zu sorgen, als auch Anstalten zu treffen zum Unterkommen der Leute, speziell für den Aufbau des Marktes Schritte zu tun. Von den Komiteemitgliedern erwies sich besonders rühlig Dr. Leitner, der auch selbst einen katoffalen Schaden durch Verlust des Hauses und der bereits erwähnten geplünderten Waren der Frau erlitt, indem er nicht bloß wie bisher halb-, sondern ganz unsonst ordinierte, ja den Kranken noch Geld gab und auswärtig bekannte Kollegen anhielt, den Matreibern zu helfen. Ganz besonders hervorzuheben ist auch Dr. Welschhofer, der damalige Bezirksrichter. Dieser Beamte schien vielen Leuten wegen seiner rauhen Schale ein unnahbarer Mann zu sein. Bei dieser Gelegenheit konnte man so recht sehen, was für ein gutes Herz in diesem erften, redlich denkenden, unparteiisch handelnden Mann steckte. (Nebenbei sei bemerkt, daß dieser Mann voriges Jahr mit 80 Jahren noch über den Felbertauern ging und auf der Steineralma einzige Tage Sommerfrische hielt, im Hen schlief und wie ein Einheimischer mit den Leuten Mus und Milch aß.) Durch die Rührigkeit des Komitees und das schreckliche Unglück des Marktes bewegten, gingen auch von auswärts Hilfsbeiträge ein. Ich habe mir damals einige größere Beträge notiert. Es spendeten: Kaiser Franz Josef I. 3000 fl., Statthalter von Tirol 500 fl., Fürstbischof von Brixen 200 fl. (Fürstbischof Simon hat seiner Gabe an Herrn Dekan die väterlichen Worte beigelegt: „Ich segne Ihre große, unglückliche Gemeinde.“), Landesaus-schuss 1000 fl., Erzherzog Viktor 300 fl., Dr. Peter Gapp 50 fl., Witschmenter 40 fl., Dominikaner in Copan 5 fl., Dr. Schoepfer 30 fl., Pfarrer Hintner 20 fl., Dr. Walter 10 fl., Gander 15 fl., Jakob Framstaller 5 fl., Postmeister von Gossensatz 25 fl., Sazinger 10 fl., Schuldiener Waser von Brixen 5 fl., Kan. Hofer 80 fl., aus Graz unbekannt 10 fl., unbekannt 70 fl., ein Brünner 2 fl., Lea Unterberger 10 fl. Ueberaus lobend hervorzuheben ist auch das Verhalten der Bezirkshauptmannschaft, die dem Komitee mit Rat und Tat auf alle Weise entgegenkommend war.

Bei Verteilung der Liebesgaben soll sehr parteiisch vorgegangen worden sein, aber nicht durch die

Schuld des Hilfskomitees, sondern deswegen, weil auswärtige Liebesgaben vielfach nicht dem Komitee, sondern speziellen Freunden übergeben wurden und da sich jeder als der Nernste fühlte, wurden sie vielfach auch behalten. Dankbarkeit muß festgenagelt werden, daß die Nachbargemeinden das meiste Entgegenkommen zeigten. Ganze Ladungen kamen z. B. aus der Tienger Gegend. Schreiber dieser Zeilen war Zeuge, wie ein Oberlengzer eine ganze Pferdefuhr mit Mehl, Speck, Brot u. dgl. beim Bürgermeister ablegte, als gerade Herr Dekan kam. „Wir sind wohl arme Leute“, sagte er. „Vergelt's Gott, vergelt's Gott tausendmal“ und dabei weinte er ganz herzzerbrechend. Das Komitee hatte keinen leichten Stand, alle noch Verhältnisse zu betheilen. Es ist gewiß das Meisere, aber wie es in solchen Fällen überall vorzukommen pflegt, waren auch hier die ärgsten Schreier und die Unzufriedensten nicht immer auch die Bedürftigsten. Ein Beispiel davon: Das Komitee hatte für jede Partei auch Pakete mit Kleidungsstoffen zusammengestellt. Herr Dekan wollte einer Partei ein solches Paket, das allerdings häßliche Kleidungsstücke enthielt, übergeben. Aber da kam er schon an. Mich ärgert's heute noch, wenn ich daran denke, wie man da sagte: „Was, wir bekommen solche Stadtschnezen, die wir so großen Schaden haben?“ und man nahm das Paket nicht an. „O“, sagte Herr Dekan ganz ruhig, „lassen Sie das Paket lei da, andere Leute sind froh darum.“ In drastischer Weise kennzeichnet der Bürgermeister die undankbare Aufgabe des Komitees, seine Situation als Obmann desselben mit den Worten: „Wenn ich jetzt nicht Bürgermeister wäre, wäre ich wohl verdammt worden, aber so habe ich redlich abgehüft.“

Eine weitere große Sorge des Hilfskomitees war die Frage des Aufbaues. Selbstverständlich mußten die Leute daran denken, bald wieder ein Heim zu bekommen. Bei manchen Häusern, wo das Mauerwerk noch stand, war die Frage des Wiederaufbaues von selbst beantwortet. Schwieriger war es bei den meisten andern, zumal die oberste Behörde darauf drängte, den Markt zu verlegen und zwar in den sogenannten Pfarr-Auger, möglichst weit vom „Burger Graben“ weg. Abgesehen davon, daß die Leute ihre Felder dann abseits gehäut hätten, war ihnen der Platz deshalb nicht erwünscht, weil weiterhin kein ordentliches Trinkwasser war. Wieviel da das Hilfskomitee, besonders der Bürgermeister, mit den höchsten Behörden verhandelt hat und wieviel hin- und hergeschrieben wurde, gäbe für sich selbst ein schönes Buch. Auf Juni 1898 war in Innsbruck die

große Endverhandlung angelegt, worin endgiltig beschlossen werden sollte, ob und wo Matrie aufgebaut werden soll. Vertreter dafür, den Markt Matrie anzusagen am alten Fleck oder wenigstens gegen Hinterburg aufzubauen, waren die Bezirkshauptmannschaft, Bürgermeister Wolsegger, Arzt Josef Krenler und Ignaz Niederegger. Vor der Verhandlung sagte einer: „Mander, heute müssen wir zur Messe geh'n, heute ist's wichtig!“ Sie hatten recht, wurden aber in ihrem Vertrauen auf Gottes Hilfe nicht getrübt; sagte ja später ein Vertreter: „Ich begreife nicht, wie leicht ich geredet hab.“ Und wirklich hatten die obengenannten Vertreter der Gemeinde mit den Gegnern, darunter 20 Advokaten, keinen leichten Stand. Der schrecklichste von allen soll Dr. Grabmair gewesen sein. Ein Abgeordneter vom Oberinntal, den Broi von Inzig nannten sie ihn, verstieg sich gar zum Ausspruch: „Die Kirche hätte auch abdrennen sollen, damit wir nicht immer für die Matrieler und ihren Graben zahlen müssen.“

Das Land wird ja arm, soviel verschlingt Matrie.“ Diesem aber erwiderte ein Matrieler Vertreter schneidig und hat unter anderem auch darauf hingewiesen, daß die Verbauung des Bürgergrabens nicht etwa einzige Leistung des Landes sei, sondern daß ihm als Abgeordneter bekannt sein sollte, daß die Lausperren durch eine Sammlung vom ganzen Reich, das 6 Matrieler deshalb durchzogen, zustande gekommen sei.

So wurde nun teils am alten Platz, teils im Neumarkt gegen Norden hin aufgebaut; drum sieht man jetzt in Matrie zum größten Teil neu aufgebaute Häuser. Nicht mehr aufgebaut wurden u. a.: Senfter, Böcken Hans, Sieberer, Oberböckler, Gabriel Lunesegger, Bergmann, Schmiede, Stampfl, Weisinger, Stoppen. Im Neu-Markt überfiedelt sind: Sontner, Haber, Raderer, Peregrinus, Untertlercher, Egger Anders, Longinus. Das Kantor-Haus oder Organistenhaus wurde im Pfarrfeld aufgebaut und weischen Maurern übergeben. Vor der Vollendung der Arbeit gingen sie durch, weil ihnen der Akkord zu schlecht war. Herr Dekan sagte damals: „Mit Walschen fange ich gewiß nichts mehr an, der beste Walsch ist ein Lump.“ Dies Organistenhaus ist wohl eines der schönsten und idyllischsten von allen Neubauten, die vielfach auch heute noch unbesetzt sind.

Aus diesen Zeilen und anderen Ereignissen möge der Leser begreifen, daß die Matrieler mit Grund beten:

„Vor Wasser und Feuer behüte uns, o Herr!“



Die Glocken von W.-Matrei.

Von Koop. Karl Malter.

I. Die alten Glocken.

Der alte, massige Turm der Pfarrkirche in W. Matrei bietet für ein schweres Geläute genügend Raum. Aus den Kirchenechnungen des 16. und 17. Jahrhunderts geht nur hervor, daß wenigstens 4 Glocken im Turme hingen: das kleine Glöggli, die mittlere, die Non und die Große. Da letztere im Jahre 1705 schadhaft geworden war, wurde dem Glocken- und Stückgießer Georg Grafmair in Brizen der Guß einer neuen etwas schwereren Glocke übertragen. Zum Metall der alten Glocke, welche 2745 Pfund wog, mußten 550 Pfund Zinn gekauft werden. Die Kosten für den Neuguß stellten sich einschließlich Leithaus, Trinkgeld, „Kranzlgeld für die Dienern“, Transport, Schwenkel und Weihe auf 1376 fl. 28 kr., wozu St. Niklo 150 fl. beitrug, während das übrige die Pfarrkirche zahlte „ohne Entgelt der Untertanen“. Für das Weißen der Glocke erhielt Fürstbischof Ignaz „2 Gämbhsen und 2 Schneehiendlen“. Die Glocke – dem heutigen Geschlecht als „die alte Große“ nach bekannt – hatte den Namen Alban-Ulrich; am 4. April 1706 hat sie das erstmal „wettergekautet“.

Die Matrieer waren aber mit ihren Glocken nicht zufrieden, sie klagten darüber, daß „das Kirchengeläute ganz ungleich und nicht zusammenstimmig“ sei und baten um die Erlaubnis, daß zu der großen Glocke eine andere „gleichförmige“ angeschafft werden dürfe (706, Archid. Archiv Gmünd). Aber erst am 2. August 1719 wurde – wiederum von Georg Grafmair in Brizen – die erwünschte Glocke gegossen, zu Ehren der Heiligen Florian und Veronica (die alte „Antiglocke“). Die „mittlere Glocke“ von früher mit einem Gewicht von 915 Pfund wurde drangegeben; 10 Zentner Kupfer wurden vom kaiserlichen Handel in Schwaz gekauft, das übrige sowie 315 Pfund feinen englischen Zinnes von Baron Wenzel. Der Gußlohn machte etwas mehr aus als gebräuchlich (im Ganzen 220 fl. 57½ kr.), „weil viele Bitter et Züreden darauf gemacht worden“. Dem Fürstbischof wurden für die Weihe 1 Auerhahn, 5 Haslhiener und 2 Schneehiener verehrt.

Im Juli 1756 wurden bei Josef Grafmair in Brizen zwei Glocken im ungefähren Gewicht von 14 und 8 Zentnern in Auftrag gegeben. Kaufmann Oberhueber in Lienz hatte die Lieferung des Metalls übernommen und wollte Dellacherkupfer stellen, allein Grafmair lehnte dies Metall ab und verlangte Ahner, Klausner oder Schwazer Kupfer, „das Carner Kupfer ist mit nit anständig wögen habender Spiffigkeit“. Oberhueber lieferte 18½ Ztr. des gewünschten Kupfers a 47½ fl. und fünfsechshalb Zentner „fein pembisches Schlagwalder Zinn“ (aus Schlaggenwald in Böhmen) a 58 fl. (Man beachte den geringen Preisunterschied zwischen

Kupfer und Zinn in damaliger Zeit gegenüber dem heutigen).

Fürstbischof Leopold v. Spaur weihte am 29. Dezember 1756 die beiden Glocken (pro ecclesia Vinco-Matruvi = W. Matrei), die eine zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe, die kleinere zu Ehren des hl. Ignatius. Eine Aenderung erfuhr das Geläute erst wieder im Jahre 1873, wo Chiappanni in Trient eine neue große Glocke lieferte und zwei alte Glocken umgöß.

Bei Beginn des Krieges hingen im Matrieer Pfarrturm 7 Glocken, in St. Nikolaus, der zweiten Kirche des Pfarrbezirkes, 3 und 22 in den Kapellen (deren es damals 14 gab, in welchen Messe gelesen wurde, und 3 ohne Messlizenz). Bei der ersten Glockenabnahme, beendet am 15. Juni 1917, wurden 15 Glocken im Gesamtgewicht von 5914 Kg. fortgenommen, bei der zweiten (21. Mai 1918) 10 Glocken im Gesamtgewicht von 2358 Kg.; Matrei mußte also im Ganzen 25 Glocken im Gewicht von 8272 Kg. stellen. Im Auftrag der k. u. k. Heeresverwaltung zahlte Ing. K. Döbel als Chef des „k. u. k. Glockenabnahme-Kommandos“ pro kilo 4 Kr., in Summa also 33.088 Kr., eine Summe, mit welcher man heute etwas mehr als ein halbes Kilogramm Glockenmetall bezahlt. Im Pfarrturm verblieb nur die kleinste, nicht etwa, weil sie aus dem 15. Jahrhundert stammt – im Verzeichnis wird sie als Glocke aus dem Jahre 1873 bezeichnet –, sondern weil sie die kleinste war, alle andern 6 Glocken (2664, 1787, 1236, 774, 349, 188 Kg. schwer) wurden abgenommen; St. Niklo behielt die beiden größeren Glocken, denn sie waren als „gotische aus dem 15. Jahrhundert“ bezeichnet, obwohl sie erst 1791 gegossen waren, da der Turmbrand vom 10. Mai 1778 die alten, 1708 gegossenen Glocken zerstört hatte; auch die Badkapelle behielt aus ähnlichem glücklichen Irrtum ihre Glocke. Die Glockenabnahme wird für jeden Tiroler stets eine traurige Erinnerung bleiben, doppelt traurig, wenn wir daran denken, daß zu einer Zeit, da wir, wenn schon nicht klaglos, so doch bereitwillig unsere Lieblinge opferten, in anderen Ländern Oesterreichs die Flugzettel und Heßschriften gedruckt wurden, die den Geist der Armeen zermürbten und im Hinterland den Zusammenbruch zur Reife brachten.

II. Die Neuen.

Schon in den ersten Jahren nach Kriegsende schafften sich einige Kapellen Stahlglocken an; heute würden sie es freilich nicht mehr tun, denn die Stahlglocken, namentlich die kleineren, der ersten Nachkriegsjahre sind zwar billige, aber schlechte Ersatzware und stechen durch ihre hölzerne Klanglosigkeit zu sehr von den Bronzeglocken ab.

Die Pfarrgemeinde W. Matriei beschloß in zwei Volksversammlungen im Juni 1923, für die Pfarrkirche ein dieser würdiges vollständiges neues Geläute anzuschaffen. Die Berndorfer Glockengießerei (Kruppwerke in Berndorf, N.-De.) wurde am 1. August 1923 mit dem Gusse des neuen Geläutes beauftragt, da sie technisch absolut leistungsfähig ist und die günstigsten Zahlungsbedingungen bot. Am 11. November 1923 konnte das Geläute in der Fabrik in Berndorf durch Proj. A. Weizenböck aus Klosterneuburg geprüft werden, acht Tage später, Montag den 19. November, zog das neue Pfarrgeläute, vermehrt um 3 Glocken für die Kapellen in Huben, Unterpeischlach und Tauernhaus, feierlich in Matriei ein, wo es vom Apostolischen Administrator Bischof Dr. Sigismund Waik am 22. November 1923 geweiht wurde, also am Tag der hl. Cäcilia -- nicht ohne Bedeutung für das musikkliebende Matriei.

Das neue Geläute setzt sich zusammen aus sieben Glocken im Gewichte von 7172 Kg. mit den Tönen H (2752 Kg.), D (1660 Kg.), E (1083 Kg.), Fis (746 Kg.), a (448 Kg.), h (305 Kg.) und d (178 Kg.). Die Tonfolge stammt vom ehemaligen Matriei-Kooperator H. Ferd. Markart. In ihrer äußerlichen Bieder tragen die Glocken -- jede in anderer Ausführung -- eine vornehm zurückhaltende, in keiner Weise aufdringlich-überladene Pracht zur Schau, über die „innerlichen Qualitäten“ wird der Schlussatz Aufklärung geben. Die Inschriften, deren Sinn und Inhalt mit dem Glockenton durch den weiten Talkessel klingt, stammen von H. Professor Kefinger. Damit das Volk den Ton der Glocke verleihe, seien die Inschriften hier mitgeteilt:

1. Große Glocke; Mariahilf und St. Alban:
„Maria, Himmelkönigin,
Dir sing' ich über Berg und Tal dahin!
D mach' Tirol wieder ganz frei
Und iegne stets dein treues Matriei.“

(Die Glocke trägt neben dem Mariahilfbild von Kranach und dem des hl. Albanus auch den Tiroler Adler.)

2. Kriegerglocke, Herz Jesu und St. Sebastian (Jünglingsbund):
„Dem Herzen Jesu bin ich geweiht;
Begossen bin ich in Schmerzenszeit.“

- Doch ruf' ich getrost talaus und -ein:
Wir bleiben Tiroler und ewig dein.“
3. Bauernglocke; ihre Patrone sind:
„St. Josef, Silvester, Chrysanth und Sidor,
Wir rufen zu Euch in flehendem Chor:
O, breitet zum Schutz eure Arme aus
Ueber Wald und Feld, und Stall und Haus.“
 4. Amt- und Feuertglocke; (Bund der Eheleute):
„Sankt Florian, du Ritter gut,
Bewahr uns getreulich vor Feuersmut.“
„Der heiligen Familie leuchtendes Bild
Sei unsern Familien Vorbild und Schild.“
 5. Meß- und Wasserglocke:
„Mich goß man dem hl. Johannes zu Ehren;
Dem wilden Wasser will sorgsam ich wehern.“
 6. Versehglocke (Jungfrauenbund):
„Auf meinem Leibe hell erstrahlt
Der heiligen Barbara Huldgestalt.“
„Ich grüße den Heiland mit zitterndem Mund,
Den der Priester euch bringt in der letzten
Stund'.“
 7. Sterbeglocklein:
„Der schmerzhaften Mutter bin ich zu eigen;
Könn' ich, so würd' ich immerdar schweigen.
Euren Tod, ihm tu ich den Lebenden kund,
Drum seid bereit alle Tag' und Stund'.“

Das Geläute -- wohl das schwerste in Osttirol -- ist von wahrhaft majestätischer Pracht, doch hat es auch seine Fehler; die dritte Glocke (E) nähert sich dem F und hat einen, wenn schon an sich nicht unshönen, so doch im Verhältnisse zu den andern Glocken fremdartigen Klang; außerdem hängt die am schlechtesten geratene sechste Glocke (h) gerade an jenem Platz -- im Schallfenster --, wo ihr schäbberiger Ton am meisten zum Schaden des vollen Geläutes zur Geltung kommt. Doch, wären es der Mängel auch noch mehr: die Kriegerglocke macht alles gut und wiegt alle Fehler auf. Wer immer sie hört, sei es ganz in der Nähe oder weit entfernt, wird sich an solcher Klangfülle und solch weichem Ton nicht satt hören können und wird gestehen müssen, daß eine ähnliche Glocke weitum nicht gefunden werden kann. Sie zu loben ist überflüssig, sie hören ist alles.

Was wir von den Leisacher Glocken wissen und nicht wissen.

Von Josef Rugler, Leisach.

Wir Tiraler sind verwachsen mit den Glocken und Orgeln, sagte treffend der hochwürdigste Herr Fürstbischof Johannes Raffl von Triest nach der Orgel- und Glockenweihe in Auris am 26. Mai 1925. Ein echter Tiroler kann daher nicht lange ohne Glocken sein. Ein Beweis dafür war der Eifer und die Opferwilligkeit, womit man allüberall in

Tirol nach dem glockenmordenden Kriege daranging, die toten Türme zu beleben, die verwaisten Glockenstühle neu zu besetzen. So ist auch Osttirol, das Glockenreich, bald wieder glockenreich geworden. Merkwürdigerweise gehört die Leisacher Kirche zu den allerletzen in Osttirol, welche zu einem neuen Geläute kam; dafür wollen wir hoffen, daß sich an

Ihm der englische Spruch bewahrheitet: last not least, das letzte, aber nicht das „legete“! Einige Zeitungszeilen verdiente es jedenfalls, doch dachten wir nicht daran, einen längeren Aufsatz darüber zu verfassen, weil wir uns für's erste sorgten, die auswärtige verehrliche Leserschaft mit dem veralteten Glockenthema zu langweilen und uns fürs zweite fürchteten, bei den zunächst Interessierten anzustoßen, wenn wir vielleicht manchmal ganz unabsichtlich gewisse Verdienste zu wenig unterstreichen oder umgekehrt die Wahrheit zu wenig umschneiden; das kann einem besonders bei solchen begegnen, die lieber die Zunge als je eine Feder rühren. Wir geben aber der freundlichen Einladung der Schriftleitung der „Osttiroler Heimatblätter“ nach, welche uns schon während der Festfeier am Pfingstmontag ersuchte, für die „Osttiroler Heimatblätter“ zu berichten, was wir über die alten und neuen Leisacher Glocken wissen. Wir werden dabei mitunter etwas weit ausholen, damit der Aufsatz für den Osttiroler Leserkreis an Wert geminne, freilich auch einigemal wegen der Vollständigkeit etwas wiederholen, was schon in verschiedenen Nummern der „Penzler Nachrichten“ stand. Zuerst handeln wir von den alten Leisacher Glocken, dann von den neuen.

1. Die alten Leisacher Glocken.

Leisach konnte sich zur Weltkriegszeit keiner besonders alten Glocken rühmen, sonst wären sie ja von der Verschmelzung verschont geblieben. Drei der Glocken erblickten das Licht der Welt erst im Jahre 1872, nur die zweitgrößte ging aufs Jahr 1837 zurück; daher mußten alle vier einrücken, weil keine die Altersgrenze von 200 Jahren erreichte. Eine Ausnahme bildete nur eine fünfte Glocke, das Züggelglocklein, mit welchem wir uns nun an erster Stelle näher befassen wollen.

Das Züggelglocklein ruht zuoberst im Turm, ober der Glockenkube im Turmhelm. Es wird ungerne gehört, gottlob auch nur selten; denn es verkündet, daß wieder ein teurer Angehöriger das Zeitliche gesegnet hat und mahnt, daß wir ihm durch unser Gebet ein gnädiges Gericht erleben. Es sollte bei uns eigentlich Sterbeglocklein heißen, weil es nicht die ungewissen letzten Züge des Atems, sondern den schon eingetretenen Tod des Erdenpilgers anzeigt. Seinen Ton bestimmte Herr Grafmayer am heurigen Pfingstdienstag als hohes b, weshalb es nicht mit den anderen Glocken geläutet werden dürfe, das Gewicht schätzte er auf 40 bis 45 kg. Der Durchmesser ist 44½ cm. Diese Glocke, und zwar sie allein, wurde in der Konaskriptionsliste, welche unter dem 3. März 1916 vom H. Dekanatsamte Trienz übermittelt wurde, „als wertvoll wegen künstlerischer Arbeit, bzw. Altertum bezeichnet“. Gemeint war wohl das Altertum, da der maßgebende Beamte die Glocke ja nicht zu Gesicht bekam; die Glocke trägt aber die Jahrzahl 1686.

Die ganze Inschrift lautet in genauer Widergabe: Johann Andre Von Rosenberg Freiherr

Burggraff 1686. So steht obenhin unter dem Kranze, welchen schöne Engelköpfechen abschließen. Am Glockenrande aber lesen wir: Der Allerheiligsten Dreifaltigkeit Und St. Johannis Ehre In Ewigkeit Mein Klang Vermehre. Den Glockenmantel schmücken auch 2 ganz würdige Darstellungen, nämlich Christus am Kreuze mit Maria und Johannes unter dem Kreuze sowie die Krönung Mariä durch die allerheiligste Dreifaltigkeit. Ungenannt bleibt leider die Geburtsstätte und der Erzeuger der Glocke. Die Demut des Glockengießers läßt unsere Wissensgier unbefriedigt. Ueber die Glocken der ehemaligen Filialkirche von Banenberg finden wir einen Vermerk aus dem Jahre 1833: Di: 2 Glocken von Banenberg sind von Benedikt Grafmayer 1656 gegossen worden. Leider wissen wir nicht, aus welcher Quelle diese Nachricht stammt, ob sie vielleicht auf den Glocken selber zu lesen war, noch auch wo dieser Grafmayer seine Kunst ausübte. Daß die Glocken für Leisach oder Banenberg von Habichen im Dehtale, der Wiege der Grafmayer, stammen, ist wegen der weiten Entfernung kaum denkbar; eher kamen sie von Brigen, wo 1660 Lukas Grafmayer eine Glockengießerei gegründet hatte. (So Hans von der Trisanna im 10. Heft der „Tiroler Heimatblätter“ 1925, welches uns Herr Grafmayer zur Orientierung über seine Firma freundlichst zur Verfügung gestellt hat.) Dann wäre aber noch die Verschiedenheit der Namen und Jahreszahlen zu erklären. Uebrigens lesen wir im Glockenbüchlein von Benno Ruk („Friede sei ihr erst“ Geläute!“): Adam Sterzer aus Bayern gründete 1617 in Brigen ein Geschäft, das 1680 Georg Grafmayer besaß und seine Nachkommen bis 1832 betrieben. Dieser Adam Sterzer wäre offenbar der nämliche, welchen Herr Karl Maister in den „Osttiroler Heimatblättern“ (Oktober 1925 und Juni 1926) als Glockengießer feiert*); für die Banberger Glocken und die Leisacher Totenglocke kommt er aber nicht in Betracht. Ein Benedikt Grafmayer steht aber richtig an zweiter Stelle der Ahnenbilder der Familie Grafmayer mit dem Todestag 7. Oktober 1662; auf ihn folgt Lukas † 17. April 1692, dann Georg † 19. März 1728. Die Frage nach Gießer und Gussort bleibt also für unsere Züggelglocke offen.

Gerne möchten wir auch näheres über den Glockenspenden wissen, den Burggrafen Johann Andrá Freiherrn von Rosenberg. Wir wandten uns um Aufschluß an den Spezialforscher für Osttirol, Herrn Josef Oberforcher in Innsbruck, welcher uns belehrt, daß zweifelsohne an einen jener Rosenbergs zu denken ist, welche in Fieberbrunn (Bez. Kitzbühel) auf dem Schlosse Rosenegg eine große Bergbauverwaltung unterhielten, von Augsburg herstammten und weder mit den kärntnerischen Rosenbergs auf Schloß Rosenberg oberhalb Ober-

* Sollt nicht alle Leser das aus diesem Anlasse genannte Schnaubers kennen, so liegt dies Dörfchen 2 Stunden unter Brigen auf dem westlichen Mittelgebirge; seine Georgskirche wird schon 1880 urkundlich genannt und ist eine Filialkirche der Bergpfarrel Feldbühns.

drauburg noch weniger mit den böhmischen Rosenbergs einen Zusammenhang hatten. Die Familie Rosenberg des Glockenspenders waren Gemenken, hatten auch in Altrn und Deferegggen ihre Gruben und Schmelzwerke, „den Claretter Handel“^{**}), und mit dem Bergbau mag die Glockenspende auch zusammenhängen. Im Gebiete von Leisach, Burgfrieden und Rannberg waren ja zeitweise viele Gruben in Betrieb und Leisach war nicht immer der stille Ort, der es heute ist. Da gab es Hüttenwerke, Schmelzhütten, Hammerwerkstätten, Sägen, Nagel- und Pfannenhammerwerkstätten usw. 1667, 9. Juli, schenken z. B. die edlen Herren H. Andrá Pranger und Karl Hefner, Messinghandlungsgewerken, der Kirche von Leisach 60 fl., damit ihre auf dem Leisacher Gräbe neu erbauten Rechen, Koblstatt und Zugehör vor Feuer- und Wasserbeschädigungen bewahrt werde, und eine ähnliche Bewandnis wird es auch mit der Glocke haben. Der Titel „Burggraf“ für die Rosenbergs ist mir sonst nicht bekannt. Mit den Burggrafen von Tirol hatten sie nichts zu tun, das waren damals die Grafen Pötting in Böhmen, die noch heute den Titel Burggraf von Tirol führen als Erben der Grafen Thurn.

Sicher einschlägig wird wohl auch die Mitteilung Karl Maffers in den „Östirler Heimatblättern“ (Nr. 10, 1925, und Nr. 6, 1926) sein, daß die Kaiserin im Jahre 1831, als sie an die Beschaffung neuer Glocken dachte, mit dem „Factor oder Verweser des Claretter-Handels der Rosenbergergewerken in St. Jakob i. Def.“ ein Abkommen traf auf 20 Zentner „Deferegger Kupfer“ um je 20 Taler und daß die Rosenberger einen billigeren Preis als den damaligen Marktpreis bewilligten, obwohl sie Protestanten waren, weil man das Kupfer für ein Gotteshaus benötigte.

Natürlich war die Zügglocke des Burggrafen Rosenberg nicht die erste und einzige Glocke in Leisacher Turm, der ja auf das ewigwährende Alter von 600 Jahren gerühmt wird. Aber über die Herkunft und Zahl der Schwesternglocken wissen wir gar nichts. Bezeichnend genug im Jahre 1652 beim Brande der Kirche auch das ganze Geläute zugrunde zu gehen, es, nachdem der Vikar Georg Erspäner, ein gebürtiger Tiroler, der von allen Seelsorgern Leisachs am Ängsten wirkte (1639 bis 1667), die Kirche wieder aufbaute, auch zu einem neuen Geläute, wovon das Zügglocklein nur ein Teil war. Daß die Kirche gründlich abgebrannt war, beweist die Einweihung des Neubaus am 3. Juni 1678 durch den Brixener Fürstbischof Paulinus Mair mit Erlaubnis des damaligen Oberhirten, des Erzbischofs von Salzburg Maximilian Gandolph. Doch sollte auch dieses Geläute wie das alte im Feuer zugrunde gehen mit Ausnahme der Zügglocke, die sogar den Weltkrieg überdauerte. Damit kommen wir ins Ruhmesjahr Tirols 1809.

** In Claret wurde ein Gebirgsstreck zwischen St. Jakob und Präger genannt; die Bezeichnung scheint den jetzigen Büchern und Karten unbekannt zu sein.

Der 8. August 1809, ein großer Ehrentag in der Tiroler Landesverteidigung, war ein Unglückstag für Leisach. Der französische General Rusea wollte von Kärnten herauf durch das Pustertal vordringen, wurde aber bei der Lienzener Klause nicht nur aufgehalten, sondern zum Rückzuge nach Kärnten gezwungen. Bei diesem heißen Kampfe ging Leisach bis auf 2 Häuser (Gorn und Glaser) in Flammen auf. Auch die Klause blieb nicht verschont; zwar sollen die Franzosen neunmal Feuer an dieselbe gelegt haben, aber dann gaben sie es auf mit der Klause: Es ist kein Mittel, die Kirche anzuzünden. Immerhin wurden das Kirchdach und Turmdach durch das Feuer zerstört und schmolzen die Wände bis auf eben das Zügglocklein, das wohl herabstürzte, aber glücklich auffiel. Der Schaden, den nur die Kirche erlitt, wurde amtlich auf 2850 fl. geschätzt.

Bewunderungswürdig war nun die Opferwilligkeit der Leute für neue Glocken. Man denke an die vielen abgebrannten Häuser und Scheunen. Und noch 9 andere Dörfer der Nachbarschaft, namentlich Oberlienz samt seiner Kirche, waren Brandstätten geworden, weshalb die Not allgemein war und die schwache fremde Hilfe sich sehr zersplittern mußte. Doch siehe, es währte nur ein gutes Jahr und das überlebende Zügglocklein erlebte eine große Schwester, eine neue Glocke mit ungefähr 817 kg. Gewicht. Hierüber findet sich ausnahmsweise eine verlässliche Aufschreibung, indem der damalige Vikar von Leisach, Gordian Hartner, auf dem Einlageblatt des „Seelenregisters“ bemerkte: Den 17. Oktober 1810 hatten wir endlich das Glück, unsere neue Glocke von dem durch die feindliche Feuersbrunst übriggebliebenen Metalle per 1460 Pf. schwer zu erhalten. Die sogenannte Patenstelle hat Herr Josef Zdl, Sohn des Herrn Wirtes, versehen und zum Präsent 2 W.-K.-Thaler angehängt. Man liest aus den wenigen Zeilen die innige Freude heraus, welche den Seelenhirten erfüllte. Er vergißt über der neuen Glocke, daß er vor einem Jahre durch den Dorfbrand um seine Bücher und Einrichtung kam und einen privaten Schaden von 412 fl. 42 kr. erlitt, daß er viele Monate keine Bettstatt zum Schlafen hatte, daß er bei den Dezenberkämpfen um die Lienzener Klause 13 Wunden, worunter zwei schwere waren, davontrug. Allerdings sprach er damals auch mit dem großen Simon sein Mitleid aus: Nun entlässest du, Herr, deinen Diener in Frieden, er erhielt wegen seiner angegriffenen Gesundheit unter dem 12. November 1810 die Kuratie Gossensach, wo er einen ständigen Senapator an der Seite hatte, aber doch schon nach 4 Jahren starb.

Der freudige Bericht Hartners hat aber leider wieder viele Lücken. Fürs erste wissen wir den Ton der neuen Glocke nicht; indessen läßt ihr Gewicht auf 7 oder 8 Tönen schließen; auch hatte ihre Nachfolgerin mit 798 kg. den Ton fis. Weiter wissen wir nicht, wieviel sie kostete und wie in jener drangsalierten Zeit das erforderliche Geld aufgebracht wurde.

Allerdings war das Metall schon dagewesen und wurden dadurch die Kosten bedeutend herabgemindert. Wir wissen dreitens nicht, wer die Glocke gegossen hat und wo sie gegossen wurde. Vielleicht kam sie von der nächsten Gießerei, von Brigen, wo noch die Grafmayer gossen. Noch näher wäre übrigens Mühlen gewesen, wo nach Heft 6 der „Östirroler Heimatblätter“ 1926 Sebastian Feichter 1804 vier neue Glocken für die Franziskanerkirche in Lienz gegossen hatte. Diese Gießerei bestand ja länger; denn Staffler bemerkt noch 1842 beim Bezirk Taufers: In der Glockengießerei und Spritzenfabrik zu Mühlen finden viele Hände Arbeit und Lohn. Ruz schreibt allerdings: Kleinere Glocken verfertigte auch Johann Feichter in Sand-Taufers um 1800. Aber größer als die größte Klosterglocke mit 114 cm Durchmesser wird die neue Leisacher Glocke auch nicht gewesen sein. Von (Miller in) Innsbruck wie ihre späteren Schwestern wird sie wohl nicht gekommen sein. So bleibt die Frage nach Gießer und Gussort wieder offen. Endlich wissen wir auch nicht genau, wie lange diese Glocke ihre Dienste tat und warum sie, wie wir hören werden, so bald verschwand. Zuvor sei noch berichtet, daß sich der Turm mit der Zeit noch besser bevölkerte, aber mit langsam, langsam. Auf Harter folgte Käsbacher, der schon nach 5 Vierteljahren starb, dann durch 10 Jahre Pakler, welcher in Kals, kaum als Pfarrer eingetreten, verschied („Östirroler Heimatbl.“ 1925, 2). Erst der 3. Nachfolger Harters konnte unter dessen Aufschrift hinzusetzen: Am 12. Mai 1826 sind die 2 kleinen Glocken von Innsbruck hierhergeführt worden. Diese 2 haben an Gewicht 1100 Pfund und wurden endlich in 3 Jahren ganz gezahlt von der Gemeinde. Peter Oberlechner, Kurat. Diesmal erfahren wir also den Gussort, welcher Innsbruck war; infolgedessen werden wir die Glocken der Firma Miller in Innsbruck zuschreiben müssen. Grafmayer kommt noch nicht in Betracht, wenn die „Tiroler Heimatblätter“ mit Richtigkeit schreiben: 1837 verlegte Johann Grafmayer seine Gießerei von Habichen nach Wilten. Ruz hat freilich wieder andere Angaben. Ueber die Glockengießerei Miller berichtet uns Grafmayer selber: Die Glockengießerei Miller zu Bütschenhausen in Hötting hat nachweislich bereits 1683 bestanden und ging um ungefähr 1850 ein. Die Töne dieser 2 Glocken müssen wir wieder erraten; sie dürften a und b gewesen sein. Denn 1100 Pfund sind 616 kg, und die a- und die b-Glocken, welche ihnen folgten, wogen zusammen eben 565 kg. Was sie gekostet haben, ist wieder nicht aufgeschrieben. Sie erreichten kein hohes Alter; sie stimmten nämlich schlecht zusammen mit der neuen großen, welche schon im Jahre 1837 die große von 1810 ablöste. Das ist nun besonders auffallend, daß letztere höchstens 27 Jahre ihren Thron behauptete. Zur Weltkriegszeit hing nämlich eine Fis-Glocke auf dem Turme mit 798 kg. Gewicht und 110 cm Durchmesser, welche die Inschrift trug: „Opus Joseph Georgi Miller zu Innsbruck. Gof. mich anno 1837.“ Auf deutsch: Werk des Joseph

G. Miller usw. Auf der einen Seite war der Kirchenpatron St. Michael abgebildet, auf der andern stand dessen Namensübersetzung und Losung: Quis ut Deus (Wer ist wie Gott); dazwischen waren Maria und der Apostel Johannes, sowie der Täufer Johannes und Petrus mit umgekehrtem Kreuze. Sonst über diese neue Glocke, die als „Wetterglocke“ oder als die „alte“ einen guten Ruf hatte. Was war aber mit der Glocke von 1810 geschehen? War sie gesprungen und umgegossen worden? Es fehlt jede Aufzeichnung und Ueberlieferung. Wohl aber wissen wir, daß im Jahre 1872 die 2 kleineren Glocken umgegossen wurden und eine noch größere als die „alte“ auf den Turm kam.

Verschiedene Umstände wirkten zusammen zu dieser Umänderung und Vergrößerung des Geläutes. Fürs erste war es natürlich das Verlangen nach einem größeren Geläute, vielleicht angestachelt von der Nachbargemeinde Tristach, welche sich auch in den Sechzigerjahren zu einer großen Glocke (Cis) erschwingen hatte, fürs zweite das schlechte Zusammenstimmen der alten Glocken, fürs dritte, was maßgebend war, ein übriges Geld. Geld war aber in die Gegend gekommen durch den Bahnbau, welcher Verdienstmöglichkeit und Grundabhebung mit sich brachte. Nicht unschuldig an der Sache wird wohl auch der Seelsorgerwechsel gewesen sein, da am 1. Mai 1871 den greisen, sehr beliebten und verdienten Kuraten Jakob Kanins der temperamentvolle Lienz-Kooperator Johann Paul Schurtkenthaler ablöste. Schon der erste Zug, der ins Pustertal verkehrte, scheint den Glockengießer hierherbefördert zu haben; denn am 30. November 1871 erfolgte die Eröffnung der Eisenbahnlinie Franzensfeste Lienz und am 1. Dezember die Unterzeichnung des Vertrages über Umguß und Neuguß von Glocken zwischen Johann Grafmayer einerseits und der Pfarngemeinde Leisach andererseits. Davon unterschrieben die Vorsteher Josef Mayr von Leisach und Josef Threnl von Burgfrieden und die 7 übrigen Ausschußmänner Leisachs nebst dem obgenannten Kuratieprovisor. Grafmayer verpflichtete sich, binnen 5 Monaten 3 neue Glocken mit dem beiläufigen Gewicht von 35 bis 36 (alten) Zentnern (D 24 $\frac{1}{2}$, A 8, D 3 Zentner) harmonisierend und fehlerfrei zu gießen. Die Gemeinde liefert dazu auf eigene Kosten die 2 alten Glocken (vom Jahre 1826) im Gewicht von beiläufigen 12 Zentnern und vergütet für den Umguß pro Pfund 20 Kreuzer und für das darüber erforderliche neue Metall per Pfund 83 Kreuzer und zahlt 2 Drittel bei Ablieferung der Glocken und 1 Drittel ein halbes Jahr hernach. Auch die Zulieferung von Wilten nach Leisach hat auf Kosten der Gemeinde zu geschehen, nur die Kosten der Glockenweihe übernimmt Grafmayer. An der Hand dieses Vertrages, der noch im Original im Widum ist, können wir diesmal den Glockenpreis ziemlich genau nachrechnen. Nach den Aufschreibungen der Firma Grafmayer wogen nämlich die 3 neuen Glocken zusammen 1904 kg, oder 3400 Pfd. Altes Gewicht war nicht 13 Zentner, sondern nach

der verlässlicheren Mitteilung von 1826 nur 1100 Pfund. Deren Umguß kostete 220 Gulden; 2300 Pfund Neuguß macht 1909 Gulden; also die Auslagen für Glockenspeise und -Guß rund 2130 Gulden. Dazu kamen noch die Frachtauslagen, die bei dieser Umrüstung gewiß bedeutenden Auslagen für den Glockenstuhl, der neu errichtet werden mußte, neue Glockenseile, das Hinaufziehen der Glocken u. dgl. m. Fragen wir gleich noch um den Gesamtwert des ganzen Geläutes, so kommen wir durch Hinzurechnung der Fis-Glocke auf ungefähr die doppelte Summe. Auf der Militärwaage wag das ganze Geläute (ohne die Zilgenglocke) 2698 kg., das sind 4818 Pfund, im Werte von rund 4000 Gulden zum durchschnittlichen Pfundpreise von 83 Kreuzern.

Interessant zu wissen wäre, wie das erforderliche Bargeld zusammenkam. Einige größere Wohltäter leben noch jetzt nach 54 Jahren, ohne daß eine Aufschreibung geschehen wäre, im Gedächtnis der Leute; wieviel weniger wird sie der Herrgott vergessen haben! Gewiß eine Aufmunterung zur Freigebigkeit am Gotteshaus und Gottesdienst! Laut mündlicher Ueberlieferung gab Michael Hanfer, der Vater des jetzigen Hanferbauern, 300 Gulden und sein lediger Bruder Anton 100 Gulden, beide zusammen also den Wert von 4 schönen Stück Vieh. Johanna Mayr, Bruder des Leifacher Mär, und Georg Oberhölzer, Schwager des neuen Oberhölzer Besitzers, sollen je 100 Gulden gegeben haben. Michael Hanfer wird auch als Glockenpate genannt. Patinnen sollen gewesen sein die Gastwirtin Katharina Kienzner, geb. Krieger, und die Schwester des Wirtes, die Marcelline Anna Mayr, geb. Kienzner, welcher die neuen Glocken noch im gleichen Jahre das Grabgeläute jangen, da sie schon am 25. November starb. Sicherlich haben beide Frauen oder deren Männer bedeutende Spenden gemacht. Nebenher liefen gewiß viele kleine Spenden, welche aber mitammen eine ansehnliche Summe ausmachten, sodaß wir nicht fehl gehen, wenn wir sagen: Ungefähr die Hälfte der Auslagen trugen Private. Die andere Hälfte wird die Gemeinde beigesteuert haben. Ein Beweis dafür ist auch die Inschrift über dem Rande der großen Glocke: Als Eigentum der Gemeinde gegossen von Johann Grafmayer, Wilten-Innsbruck.

Um die Beschreibung der neuen Glocken zu vollenden, war die große schmucklos. Außer der Widmung der Gemeinde trug sie nur noch unter dem Kranze die Inschrift: Deum Laudo, Vivos Voro, Mortuos Plango, Fulgura Frango 1872. Das heißt auf deutsch: Gott lobe ich, die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich. Es ist bekanntlich bis aufs erste Sätzlein die Inschrift auf der alten großen Glocke des Müllners von

Schoffhausen, weltberühmt geworden als Motto zu unsers Schillers unsterblichem „Lied von der Glocke“. Der Glockenton war das tiefe d, der Durchmesser betrug 136 cm., das Gewicht nach Grafmayer 1339 kg., nach militärischer Wägung 1325. Die kleinen Glocken trugen mehr Schmuck. Die Frauenglocke oder Messglocke war geschmückt mit den Brustbildern des hl.g. Herzen Jesu und Mariä, dazwischen waren Bilder des hl. Antonius und des sterbenden hl. Franz Xaver. Inschrift war nur, ähnlich wie bei der größten und kleinsten: Gegossen von J. Gr. in Wilten bei Innsbruck 1872. Ton a, Gewicht 393 kg. (auf der Kriegswaage 402), Durchmesser 89 cm. Die Versegelglocke zeigte auf 2 Schildchen Gieser sowie Gufart und Gufjahr an; ihre Bilder stellten Georg und gegenüber Florian vor, außerdem Andreas und Jakobus den Jüngeren. Ton war das hohe d, Gewicht 172 (173) kg., Durchmesser 67 cm.

Wir schließen den Bericht über die alten Glocken nicht mit ihrem schmerzhaften Tode im Kriege, sondern mit ihrer glorreichen Auffahrt in den Turm. Bis Ostern, das auf den 31. März fiel, sollen noch die alten Glocken im Turm verblieben sein; dann wurde von den einheimischen Zimmerleuten Johann Höller, Mesner, und Josef Gasser, Mattl, der neue Glockenstuhl aufgerichtet. Herr Grafmayer hielt den Termin ein; am Bittmittwoch langten die neuen Glocken an, alle 3 waren schön verziert, angeblich mit 3 Kränzen aus Rosen ringsherum und mit 4 von oben bis unten. Auf dem Platze vor dem Widum gegen den Friedhof hin blieben sie auf ihren Wägen über den hohen Freitag der Himmelfahrt Christi zur Schau gestellt. Am Christi Krasttag nachmittag worden sie dann mit vereinten einheimischen Kräften freudig ohne Unfall auf ihre Throne erhoben. Die Glockenweihe hatte, wie auch der Schlußsatz des Glockenvertrages andeutet, der Abt von Wilten (Johannes Freiniger) vorgenommen; übrigens fehlt hierüber die Beurkundung. Daß Dekane und andere Priester mit bischöflicher Vollmacht Glocken weihen, wurde erst in der Nachkriegszeit notwendig und daher üblich. Christi Krasttag neuert unser Volk jünnig den Tag nach Christi Himmelfahrt; 1872 fiel er auf den 10. Mai. Am 18. Mai, Pfingstamstag, sollen sie das erste mal die Gläubigen zum Gebete und Gottesdienste gerufen haben.

Den neuen Glocken folgte das Jahr darauf eine neue Uhr nach. Sie kam auch von der Landeshauptstadt; denn auf ihrem Zifferblatt liest man: Wendelin Jäger, Grobuhrenmacher, Innsbruck, 1873. Sie hat die Glocken überlebt; im großen und ganzen kommt sie noch heute getreu ihrer Pflicht nach.



Die 4 Evangelisten vom Glanzerberg.

Von Oberlehrer Joh. Brunger, Bräunten. (Schluß.)

Der Toma war ein Weber. Groß und stark-knochig paßte er zu den andern, wie etwa ein Rabe zu den Singvögeln. An den Wochentagen war er von Lichtmess bis Jakobi auf Stärrarbeit. Wenn er Samstags heimkam, lieferte er pflichtschuldig ein paar seiner „Hangkrappen“ an den Mag, seinen Herrn und Gebieter ab, wusch sich sein Hemd und verrichtete die sonst auslaufenden häuslichen Arbeiten. Am Sonntag blieb er aber in den Gasthäusern sitzen, bis er in Zahlungsschwierigkeiten geriet. Auf dem Heimwege, welcher sich bis in die Morgenstunden hinaus verlängerte, zankte er mit dem Mag, der ihm mit dem Hinausschmeißen gedroht hatte, falls er noch einmal mit einem „Sapfen“ heimkommen sollte. (Meistens hatte er schon in den frühen Nachmittagsstunden in weiser Vorsicht ein „Fraggele“ Branntwein als unfehlbar wirkendes Besänftigungsmittel in die Tasche seines alten Zillertalerrucks gesteckt.) Mitunter kam es freilich auch vor, daß der Toma auf dem Heimweg eine derartige Notlage bekam, daß er den Schnaps selber austrank und den Mag mit großer Tapferkeit und kühler Ueberlegung entgegen zu treten gedachte. In solchen Tagen gab es dann in der sonst so friedlichen Hütte einen Bürgerkrieg, welcher aber immer für den Toma mit einer schmachvollen Niederlage endete.

So, der Mag führte ein scharfes Regiment und jede mißlungene Empörung brachte den Toma mit in noch größerer Abhängigkeit.

Im Winter war für den Toma die schlechteste Zeit. Er mußte nicht nur seinen Lebensunterhalt bei den Bauern einsammeln, sondern wurde vom Mag auch noch als „Gemähne“ (lies Jagtier) benützt, d. h. er mußte das Brennholz heimziehen. Dazu hatte es der boshafte Mag, nach Tomas Meinung, ganz gewiß dort hergerichtet, wo es am schwersten zu liefern war.

Der Wies war in dieser Hausgenossenschaft der Aristokrat. Er war auch ein Weber. Er ging regelmäßig um Lichtmess über den Tauern in die Герlos, kam auch pünktlich um Jakobi heim und führte ein recht solides Leben. Die 70 bis 80 fl., die er heimbrachte, waren für ihn ausreichend, bis er wieder über den Tauern ging. Wie er das zuwege brachte, und er lebte nicht schlecht, ist mit heute noch ein Rätsel. Er war ein kreuzfidelere Kanak und ein großer Bubenfreund. Seine Kleider hielt er ungemein sauber. Kein Fleckchen oder Stäubchen war an denselben zu sehen. Das Gesicht, bis auf etliche Schnurrbartborsten stets glatt rasiert, kam er des Sonntags Punkt 8 Uhr in den Markt, trank nach dem Gottesdienst sein Gläschen Schnaps und ging dann wohlgenut nach Hause. In das Hauswesen fügte er sich mit großer Harmonie ein. Er war der Jüngste, galt als der „Bue“, von dem man nicht allzuviel verlangen konnte und dem manches nachgesehen werden mußte.

In diese Idylle griff der unerbittliche Schmitter Tod mit kalter Hand ein. Der erste war der Stanis.

Trotz heftigster Einsprache von Seite des Mag bestand der Klooner Wastl darauf, daß der kranke, altersschwache Stanis ins Spital in gereizte, mitleidige Pflege kam. Er hatte zu Magens Krankenpflegekunst kein rechtes Zutrauen. Dieser hingegen hielt auf Spitalpflege nichts. Auch, meinte er, sei es durchaus nicht notwendig, daß ein Zupniger der Gemeinde zur Last falle. Der Toma brunnante auch etwas von Spitalsuppe, Klosterfrauen und vielen, Beten in seinen Stoppelbart.

Die Ueberführung ins Spital war der letzte Liebesdienst, den der Wastl seinem Stanis erweisen konnte. Der Mag war verärgert und hielt sich ferne. Er folgte es dem Wastl aber auf den Kopf zu, er werde schon nach dem Nichten sehen und wenn es ihm nicht gefalle, werde er den Stanis „lei wieder hoam tuan müßren.“

Am nächsten Sonntag war Magens erster Gang ins Spital. Was er dort sah, brachte seine Weltanschauung schon bedenklich ins Wanken. In einem behaglich durchwärnten, reinlichen Zimmer lag der Stanis in einem molligen Bett. Schneeweiße Leintücher und ein schneeweißes Kapfkissen, ja sogar ein Federbett, ein leibhaftiges Federbett, wie er sich durch nochmaliges Angreifen überzeugte. Der Mag war sprachlos. Daß der Stanis zufrieden war, fiel nicht ins Gewicht, der war immer zufrieden, aber daß auch die Klosterschwester den Rosenkranz nur am Gürtel und nicht in den Händen trug, daß sie mit dem Mag und dem Stanis scherzte, daß man sich im Spital, wie der Stanis versicherte, mit Beten gar nicht wehe tun brauchte, daß das Essen gut sei, nein, so was hätte man sich gar nicht vorgestellt.

Ganz dasig schlich der Mag dröon. Wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, wäre es nicht zum glauben.

An, der Eva (unzufriedener Spitalpfriindner) sollte noch einmal ein Wärl über's Spital sagen, dem würde er die Reviten schon lesen, nahm sich der Mag auf dem Heimwege vor.

Zu Hause erlebte er das zweite Wunder. Der Toma war schon daheim, hatte eingeseizt und ausgekehrt und auf dem Herde stand, mit einem hölzernen Deckel zugedeckt, eine Pfanne voll „Böhrenwehel“, Tomas Leibspeise. Dieses Gericht, sonst nur zu allen heiligen Zeiten gekocht, hatte der Toma mit dem Aufgebote seiner ganzen Kochkunst als Willkommgruß für den Stanis bereitet, denn er zweifelte nicht im geringsten, daß der Mag in seiner Energie den lieben Hausgenossen den Händen der Klosterfrauen entreißen und das verlorene Schäfchen ins teure Vaterhaus zurückbringen werde. Jetzt machte er freilich ein enttäushtes Gesicht und schalt den Mag ob seiner Waschlappigkeit recht tüchtig aus.

Und nun, da schon alles verdreht herging, geschah schon wieder etwas nie Dagewesenes. In der sich entspinrenden Redeschlacht zog Maß den Kürzeren.

Die folgende Woche war nicht nach seinem Geschmach. Einerseits kränkte es ihn, daß er sich durch seine Sentimentalität von seinem Vorhaben hatte abbringen lassen. (Der Stanis ging ihm on allen Ecken und Enden ab.) Andererseits gönnte er dem armen Kameraden das endlich gefundene Wohl-ergehen von ganzem Herzen; dann stiegen ihm wieder Zweifel auf, ob er wohl richtig gesehen, ob er sich wohl nicht getäuscht habe. Zudem nützte der Toma seinen Sieg ganz gewaltig aus. Ein paarmal machte der Maß einen Anlauf, seine verlorene Position wieder zurückzuerobieren. Er schäuferte ihm die Vortheile eines Federbettes und einer guten, bekömmlichen Kost in den glänzendsten Farben und legte ihm nahe, und doch meistens den Zupnig mit dem Spital zu verkaufen. Vergebens. Der Toma ließ nicht locker und demerte den Maß nur um so ärger nieder.

Diese Woche wurde der Koaner Wasil zweimal interpelliert. Einmal vom Maß, des Inhalts, daß der Toma mit jedem Tage häßlicher werde, daß er schon längere Zeit rapple und daß in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm auszukommen sei. Es müsse Anstalt getroffen werden, daß er ins Spital komme. Das anderemal vom Toma. Dieser behauptete, der Maß sei nicht mehr recht im Kopfe. Als untrüglichen Beweis führte er an, er habe an ihm, den Toma, das Anstinken gestekt, ins Spital zu gehen! Es müge daher der Maß schleunigst ins Narrenhaus gebracht werden, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, ein Malheur zu erleiden.

Am nächsten Sonntag befahl der Toma im Tone des Siegers, der Stanis müsse bringeliefert werden. Der Maß müge die geeigneten Schritte unternehmen.

Diesmal war der Stanis schon auf. Er saß am warmen Ofen und — — — rauchte — — — wirklich und wahrhaftig, er rauchte, und noch dazu echten Tabak. Ein Luxus, den er sich in den besten Jahren nicht erlauben konnte, wie der Maß konstatierte. Und als die Klosterschwester gar dem Maß auch ein Packel echten Tabak gab, war er geschlagen.

Er hatte sich in den besten Jahren das Tichigen angewöhnt. Aber als mit zunehmendem Alter seine Sechter immer baufrüger oder, wie er meinte, die Bauern immer knauerziger wurden, hatte er sich eine Zeit lang mit selbstgebauntem Kübellabak geholfen. Aber das Auge des Gesches wacht, und als er, rückfällig geworden, drei Tage Arrest absitzen mußte, war es um seinen Patriotismus geschehen.

Er haßte die Finanzer, Gendarmen, Gerichtsdienner u. dgl. und brachte seine Gefühle bei jeder Gelegenheit in drastischer Weise zum Ausdruck.

Ein tabakloses Leben hinter sich, tat sich auch eine tabaklose Zukunft vor ihm auf, und hier im Spital gab es zu allem andern noch Tabak. Der Maß überlegte: Soll ich nicht selber ins Spital

gehen? Aber die Hausgenossen? Was soll aus dem Toma und dem Wies werden, wenn er, der Maß, nicht mehr war? Nein, das ging nicht. Aber der Toma, der den Tabak noch schwerer entzaten konnte, mußte unter allen Umständen ins Spital. Mit dem Wies würde sich ein Weg finden lassen. Dann konnte er selber auch ins Spital gehen und dann — — —

In unglaublich kurzer Zeit — wie alle großen Charaktere war der Maß ein Mann von raschen Entschlüssen — war der Plan gefaßt. Nun einen tüchtigen Tschigg in den Mund, einen herzlichen Abschied und dann heim.

Ungrüddiger Empfang von Toma, neues Wortgeplänkel und überraschender Steg. Ja, Sieg auf allen Linien. Und der Hergang? Der Toma hatte noch umfassendere Vorbereitungen getroffen, als vor einer Woche. Im schönsten Winkel der Stube war eine Bettstelle aufgeschlagen, neues Bettstroh herbeigeschafft, die Stube fast zur Siedhitze geheizt. Ja, fein und warm sollte es der Stanis haben. „War lei zum Lachen, wenn man das nicht auch verrichten tat.“ Den abgängigen Komfort sollte die größere Wärme ersetzen.

„Ja, hiegt kenn i mi nenmar aus, wo hosche dem in Stanis?“

„O, dem geht's in Spital wohl besser es wie du.“

„Ja, wie asou?!“

„Er ist wieder auf und hot heint beim Ofen geracht.“

„Geracht?“

„Ja, geracht hotta und nou dazu ganz an echten Tabak.“

„Tabak?“ Der Toma mußte sich sehen. „Wer hot'n denn in Tabak göbn?“

„Jo, Tabak bekunnt man woll in Spital, i hun a a Packle bekemm von der Klosterfrau.“

„Von der Klosterfrau?“

Mit großer Unständlichkeit zog der Maß das halbgeessene Packel aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Auch er mußte sich setzen.

Heilige Stille. Vom Munde beider Alten spannen sich Fäden auf die Diele hinab, verdichteten sich und bildeten auf dem Boden eine kleine Lache. — — —

„Maß!“

„Was?“

„I geh morgen ins Spital.“

„I a.“

Was nun folgte, zeigte den Maß im schlechtesten Lichte. Maß, Maß, ich hab dich immer für einen wackern Kämpen gehalten, und nun zeigt es sich, daß du ein Gauner warst.

Langsam hob sich Tomas Hand, ganz unwillkürlich fuhr sie die Richtung gegen den Tabak. Augenblicklich gewahrte der Maß seinen Vorteil. Jetzt oder nie. Mit raschem Griffe zieht er den Tabak an sich, den armen Toma mit seinen Schweinsäuglein beobachtend.

„Maß, gib mir an Tschigg!“

„Na!“

„Woll, woll, Maß!“

Lange Ueberlegung. Der Maß sieht seinen Weizen reifen.

„Wenn du wieder folgest, gib i dir 's ganze Packl.“

„Ja.“

Glaus Einsennus: — du armer Toma! Viele Jahre hast du in Abhängigkeit geschmachtelt und jetzt, wo du eine kurze Woche zur Herrschaft gelangt bist, wo du den Wert der Freiheit das erste mal in deinem Leben kennengelernt hast, muß dir so etwas passieren.

Am nächsten Tage wanderten die zwei einträchtig ins Spital, nachdem sie dem Wies ihre Kammer-schlüssel nebst heilsamen Ermahnungen und trefflichen Verhaltensvorschriften übergeben hatten. Sie scheuten auch den Uarweg nicht, um den Roaner Wasfl von ihrem Vurhaben in Kenntnis zu setzen und ihm die Sorge um den Wies ans Herz zu legen.

Im Spital erlebten die zwei leider eine große Enttäuschung. Ja, wenn es nach den Krankenschwestern gegangen wäre, hätten sie freilich bleiben können. Aber der Herr Verwalter! Es war für ihn keine leichte Arbeit, dem Maß begeistlich zu machen, daß das Spital nur für solche Leute sei, welche sich selbst nicht mehr weiterbringen und pflegebedürftig sind. Höchstens einer könne bleiben, da es auch an Platz gebräche.

Warum wird denn der Mensch manchmal auf so harte Proben gestellt?

Der Maß schaute den Toma an, der Toma den Maß. Einer von beiden sollte in den Himmel kommen, der andere mußte im Fegfeuer bleiben. O, dieser harte Kampf!

Auf einmal ermannte sich der Maß, seine Gestalt strammte sich, seine Augen leuchteten in kühner Entschlossenheit.

„Toma, bleib da, ich geh heim!“

Das Opfer war gebracht. Kurz entschlossen drehte er sich um hinaus ins rauhe, harte Leben. Hinter ihm schloß sich die gästliche Pforte. Maß, mein lieber Maß, heute warst du ein Held! Deine stille Heldentat steht in keinem Buche geschrieben, aber ich wette meinen Kopf: Wenn tausend und aber-tausend deiner Mitmenschen, die im Leben hochmüsig an dir vorübergegangen sind, in deiner Lage, an deiner Stelle gewesen wären, sie wären unterlegen.

Das Ende ist bald erzählt. Der Maß hat noch jahrelang auf seinem Posten ausgehalten. Schlecht und recht — halt mehr schlecht und immer schlechter — fristete er das Leben. Seinen Kameraden im Spital machte er ab und zu einen Besuch. Er freute sich recht herzlich ob ihres Wohlergehens, wenn

sich in seinem Herzen auch manchmal etwas wie Neid regte.

Und, warum soll's nicht gesagt sein: die guten Klosterfrauen von Matriei sorgten dafür, daß der Maß doch wenigstens wöchentlich ein Packl Tabak zugesteckt bekam. Diese, an irdischen Gütern so armen, aber an christlicher Nächstenliebe um so reicheren Frauen, werden wohl Mittel und Wege gefunden haben.

Ein übriges tat auch der Roaner Wasfl. — — —

Kein einziges mal heischte der Maß mehr Aufnahme im Spital, solange er einen Fuß vor den andern setzen konnte. Erst als es gar nicht mehr ging, beorderte er seinen Hausherrn, dem Spitalverwalter die Notwendigkeit baldiger Ueberstiedlung klar zu machen.

Leider konnte er sich nicht mehr lange des Guten freuen, was ihm die liebgewonnenen Klosterschwester in ihrer Liebe bereiteten. Er litt an der Wasserschucht, konnte weder stehen noch liegen, obwohl er sich auf das reinliche Bett schon jahrelang gestreut hatte. Selbst das Essen und Rauchen schmiedte ihm nicht. Auch in dieser letzten schmerzlichen Not ist sich der Maß selbst treu geblieben. An Kraftausdrücken hat er es wohl nicht fehlen lassen — eine Wetterlärche, welche der Sturm zwar brechen, aber nicht bengen konnte.

Nun sind sie alle längst schon tot. Vermischt und vermodert ist von ihnen jegliches Gebein. Bergeffen sind ihre Namen gleich tausend andern. Ob ich nicht der Einzige bin, der ihrer noch in Liebe gedenkt. Wozu auch? Sie waren eine Null, ein Nichts, und wenn man im volkswirtschaftlichen Sinne das Fazit zieht, kommt eine negative Ziffer heraus. Was hat das mit der Heimat zu tun? Mir sind sie immer vorgekommen wie die vier alten, wipfeldürren Wetterlärchen, hoch oben im Gebirge. Es wird ja doch niemanden einfallen zu behaupten, daß diese mit der Heimat etwas zu tun haben.

Und nun die Frage: Warum stehen denn die Wetterlärchen auf ihren Posten? Warum setzt denn der Schöpfer die eine Lärche in geschützte Lage, in tiefgründigen Boden und die andere auf den steinigsten Grund der sturmtotben Höhe? Und beide sollen wachsen und gedeihen, nach dem gleichen Naturgesetz, dem sie unterworfen sind und unter so grundverschiedenen Lebensbedingungen? Warum sind manche Menschen mit so vielen geistigen und körperlichen Vorzügen ausgestattet und andere — — —

Ich bin ein abgefagter Feind aller philosophischen Spitzfindigkeiten. Ich meine, der liebe Gott hat sich noch von keinem Menschen in die Karten schauen lassen. Sicher ist nur eins: Er wird auch mit diesen Menschen seine Absichten haben. Vielleicht sind sie uns Mitmenschen ein Prüfstein. — — —

„Was ihr dem Geringsten meiner Bilder getun habt, das habt ihr mir getan.“



Dillgrater Stücklein.

9. Von der ägyptischen Finsternis.

Die Billgrater haben — man sieht's ihnen deutlich an — alle Stufen menschlicher Kultur durchlaufen, sind also auch einmal Höhenfiedler und Zeltbocker gewesen, vielleicht auch — wer weiß es? — Pfahlbauer an irgend einer nachheizerzeitlichen Lacke. Vom Blockbau ist weiter nicht viel zu reden, die Schlipflau stehen ja noch in allen Wiesen vor aller Augen.

Dann aber kam das Steinhaus; lot- und winkelrecht, kühl und mächtig, Zeugenschaft fürs Können und Haben. Zuletzt aber, sagt man, hätte der rangligste aller Billgrater sein Haus unten aus Mauerwerk und oben aus Balkenwerk gebaut, zum Zeichen, daß er beides vermöge, und die anderen Großen hätten's ihm nachgetan. Drum sei es, daß jetzt nur lögere Leal richtige Steinhäuser hätten.

Großer Festtag war, als das erste Steinhaus gefirftet wurde. Der Firstporzen war ein zwoi Mannslängen hoher Tännling und alle jungen Billgraterinnen halten sich die breitesten und längsten Seidenbänder aus den Fürtigern geschnitten, die flogen um den Firstbaum hochauf im Winde, wie die bunte Freude selber. Und als nach ein paar Wochen das Haus ganz fertigt stand, da war die Hügelhöhe den ganzen Tag über von lachenden, rufenden, schmausenden Menschen umkrabbelt. Zu abends geleiteten sie den stolzen Besitzer und seine sieben Hausbewohner unter den kranzumbundenen Eingang und schlugen hinter ihnen das eschenbalkene Tor zu, das von innen noch keinen Kiegel hatte. Drei Tage sollten sie zur Probe hausen, dann sollte fröhliche Nachfeier sein. Es strichen ein paar, die die Neugier des Weges führte, so nahe am Gemäuer hin, daß sie die Ellbogen schürften und sie meinten, Gestöhn oder Schläge am Tor oder sonstige Wespenneste zu hören und machten dreimal groß das Kreuz und rannten.

Dann war der dritte Tag und Billgraten sammelte sich wieder um das schöne Haus. Würdig riß der Talgeachtete den breiten Kiegel auf und trat zwei Schritte in die Labe (Hausgang). Mit ihm ging eins hinein, das dem neuen Hause seit drei Tagen gefehlt hatte — das Licht; denn Fenster hatten die Billgrater keine gebaut, wie auch einil die Schildbürger

nicht. Die glückliche Familie kroch dreivierteltot aus allen Winkeln zusammen und siedelte in die Schuppe über. Im neuen Hause aber fuhr die Finsternis aus der Tür, so oft man hineinsah. Es war ein greuliches Haus.

Bis daher hat der Billgrater-Dichter auf der Seite der schwärzesten Tragik gespielt, mit dem Schildbürger um die Wette. Dann aber riß sie ihm und er griff in die nächste, die sang hellen Uebermut. Drum geht die Geschichte also weiter:

Des Baumeisters Sohn, der ein helles Bürschlein war, konnte das schwarze Haus — hol's der sell und der sell! — nicht aus seinen klugen und dummen Gedanken bringen. Und eines Samstags abends sprang er am Stecken hinter den Schafen her bis an den Hofzaun, wo sie schon das Salz erschnüffelt hatten und ihn nimmer brauchten. Weil sie ihn nimmer brauchten, fuhr er ab und die Stauden im Erlach wackelten hinter ihm zusammen. Weiße Stunden draußen, wo der Billgraterbach in einen andern fällt, liegt Sillgan, der ungeheure Ort mit den unerhörten Wundern am Ende der Welt; das weiß der Bub, denn alle Großen erzählen von Sillgan. Wenn irgendwo auf Erden gibt es in Sillgan ein Mittel gegen Häuser, in denen der Fürst der Finsternis wohnt.

Der Mond ist schon auf und beleuchtet dem Buben die Wunder von Sillgan. Steinerne Häuser, steinerne Häuser, vielduzendweis. Sind alle so still wenn's der Mond anscheint. Aber viereckige Löcher und so schimmerig wie das in Billgraten am Büchel, haben die Wände, Reih und Reih, oben und unten, schwarz im Schatten, silbern im Mond. Und durch die Löcher geht der Mond in die Stuben, breitgoldige Wege über die Böden; und bei Tag wohl die Sonne, viel Sonne, das Licht — O wie man die Löcher macht? nur das noch!

Da unten im letzten Häusl, wo in den Löchern die Nagelstübe hängen, lehnt eine Leiter. Und da kommt leibhaftig ein Bub durch die Wand, hüßig ein großer, und steigt die Leiter ab. Und oben hinterm Loch steht ein Müdl und stellt den Nagelstock aufs Brett. A so macht man die Lichtlöcher! Man steckt Buben durch die Wand! O Sillgan, du Weise, am Ende der Welt! Aber jetzt wird auch in Billgraten Licht!

Uns Wetterkreuz.

Sage aus dem Hinterbergl. Erzählt von E. Angerer.

Hinter den ersten Häusern, unter den letzten Ahnen steht das Wetterkreuz, hoch und schmal im Stamm, grau und rissig im Holz. Unten im Tal sind viel weiße Kirchtürme; dann klettern die kleinen Kapellen den Berg hinauf; da oben, halbwegs zwischen der Heimstatt der Menschen und der Natur-

gewalten, ragt das einsame große Kreuz, geweiht gegen Wetterfchaden und feindliche Macht. Dem Schauer soll's wehren, die Blitze soll's zügeln, Stöße und Lähne in schadlose Bahnen weissen. Dazu ist's geweiht.

Unterm Kreuze quillt ein Quellelein aus roten

Steinen. Die Sommerheide kriecht zwischen dunklen Grantenzweigen um den Hügel; an ihren nicht tausend rufigen Seidenkrüglein sind aus den obersten Höfen die Bienen zu Gast und legen ein stetes, schwebendes Sausen in die große, große Sonnenstille. Wer ins Tal niedergeht oder zu den Älmen steigt, rastet da; und wer nicht bald von der Stelle wandert, verträumt sich im Lärchenwehen und Bergzauber.

Auch die Geister rasten da, sagt das Volk. Da wandern die Lichter in der Herbstnacht, immer ums Kreuz, immer darum. Und der Wind hat da eine ganz andere Sprache, wie eines Menschen Laut. Und die Nebel sind da oben nicht tot, sie tragen Seelen.

Drei Hügel biegen sich über die Ackergränze. Die helle Lärche geht über den einen, schwarz schatten die Feichten um den andern und der mittlere trägt den Bauernhof, der schönsten einen. Dort geschah, was sie nun eine Sage nennen.

Es kam einer aus der Fremde heim. Von dort an wachte die Hausmutter manchmal auf in der stummen Nacht und dachte nach, ob sie noch länger so zusehen und schweigen dürfe. Aber sie war zu schwach, um ihrem schönen Kinde gegen den Willen zu gehen. Und zuletzt meinte sie, es würde wohl alles gut. Das meinte sie am Tage, aber in der stummen Nacht kam die Angst, nun jede Nacht. Dann war ein Schreckenstag. Im Talflusse zogen sie ein schönes Mädchen aus dem Ufergestände, und meinten erst, man müsse es wohl ohne Stocken im kalten Freithof vergraben. Dann rieten sie doch auf ein mögliches Verunglückte sein und toten nach Christenbrauch.

In der Nacht ging ein Licht ums Wetterkreuz und der Wind hatte eines Menschen Laut und der Nebel glitt wie ein Menschenleib. Däster wie die Schuld war die Nacht und lang wie der Winter. In der Mutter Kammer riß eine Hand am Rissen und eine Stimme sagte, näher als am Ohr: „I bin nit in der Hölle!“ Dann noch einmal so, dann noch einmal, dann noch einmal.

Da riß es die arme Mutter auf. Barfuß ging sie durch's Haus, durch's Feld, über den Wald,

über die Weide, zum Wetterkreuz, um das Nebel und Wind und Lichter schlüchen. Die Lippen beteten, die Augen weinten und die Hände hüteten ein Kerzenlicht vor dem Sturme und den Tränen. Das Licht steckte sie in die Steine, die das Kreuz verkeilt hielten. Es brannte ruhig, denn der Sturm war ganz still geworden vor dem Mutterschmerze. Weihwasser hing im Kesseldchen am Pfahle, das sprengte sie in die weich gleitenden Nebel. Als sie heimkam, ging schon der Tag her.

Und wieder in der Nacht riß es am Rissen und sprach die Stimme und wanderte die Mutter mit brennenden Füßen und brennendem Herzen zu ihrer und des Kindes Entführung. Die Nebel aber waren seelenlos geworden, der Wind trug keinen Menschenlaut und kein Licht außer des Mondes und der Kerze glommt mehr um den Kreuzbaum. Das Geheimnis war nur mehr zwischen Mutter und Kind, jede Nacht. Schimmerweiß waren der Bäurin braune Zöpfe, das Gesicht alt vor Schmerz.

Spätherbst von den Gletschern nieder stieß mit bitterer Schärfe gegen der Menschen Häuser, gegen die letzte Summerspur im Felde. Durch kalt und heißen Reif ging die Mutter ihren Kreuzgang, Nacht und Nacht. Dann lag sie eine Nacht im Fieber mit irren Augen. Und von Todesnähe gefangen, sagte den andern ihren Mutterdienst. „I han sie in der Ewigkeit hüten gemüßt, weil i sie auf der Welt nit gütet han.“ In der dritten Fiebernacht lauschte sie auf einmal hell auf. „Kimm nur!“ sagte sie dann für sich hin. „Hiez bin i in Himmel. Und di hol i a!“ habe ihr die Erlöste gesagt. Licht wurde das treue Gesicht, die angstdunklen Augen klar und die harten Schmerzensiegel lösten sich. Und als die Mutter ihrem toten Kinde in die Ewigkeit nachging, brannte am Wetterkreuz ein großes stilles Licht auf. Das erlosch noch in derselben Nacht, aber ein Schimmer davon ist am gebelagten Hügel zurückgeblieben. Und die Leute sagen, wenn ein gebeugter Mensch des Weges gehe, den der Mutter wunde Füße gingen, da werde ein wenig Friede in seiner Seele.

Bücherschau.

Tiroler Heimatblätter.

In dem soeben ausgegebenen Juli-Heft plaudert zunächst J. Pöll von den Gefahren der heimischen Pilze und gibt praktische Winke zu deren Vermeidung; der bekannte Kunsthistoriker J. Tremmel erzählt die Erbauungsgeschichte der Rattenberger Pfarrkirche; J. Füll schildert den abgekommenen Brauch des Bengelns in der Wildschönau; eine familiengeschichtliche Untersuchung P. Tragers stellt die tirolische Abkunft des berühmten Gelehrten und

Kanzelredners Heinrich Denifle unzweifelhaft fest; A. Sieghardt berichtet über den zu Gunsten der Innsbrucker Hofburg entschiedenen Gelehrtenstreit wegen der Albrecht Dürerschen Schloßhof-Ansichten in der Albertina (Wien); K. Mitterhofer teilt interessante Darstellungen der Porta Claudia mit. Die Alt-Ruffsteiner Erinnerungen von Fr. Wolf finden ihre Fortsetzung. Volksgefänge, Sagen, Heimgarlenbeiträge zur Bodstuben-Frage, Mitteilungen des Heimatpflegevereines und Buchbesprechungen vervollständigen den Inhalt des gut illustrierten Heftes.

Wiener Nachrichten

Wien — Osttirol

Kinder- und Familien-Gruppen



Die „Wiener Nachrichten“ sind das verbreitetste Blatt Osttirols, darum das einzig erfolgreiche Anzeigenorgan des Bezirkes. Die „Wiener Nachrichten“ sind das einzige Lokalblatt der Stadt Wien. Sie werden in jedem Haus gelesen. Die „Wiener Nachrichten“ erscheinen wöchentlich mit dem Anschlag des Bezirkes Wien.

Braut-Bilder Vergrößerungen

in moderner Ausführung zu mäßigen Preisen empfiehlt die fotogr. Anstalt

Dina Mariner

normale Unterrichter

Lesen Sie die „Wiener Nachrichten“!
Interessieren Sie in den „Wiener Nachrichten“!

Wien, Osttirol, Gartengasse 4.

Firma Alois Bichler, Wien

(Bildhauer und geprüfter Steinmetzmeister)



empfehlen ihr
Lager in

Grabmonumenten,
Gedenksteinen,
Grabplatten und
Einfassungen

zu niedrigen Preisen.

Wandverkleidungen
Möbelplatten
Waschtischauflagen etc.

in jeder Gesteinsart und Menge.

- Sämtliche Renovierungen prompt und billig!